

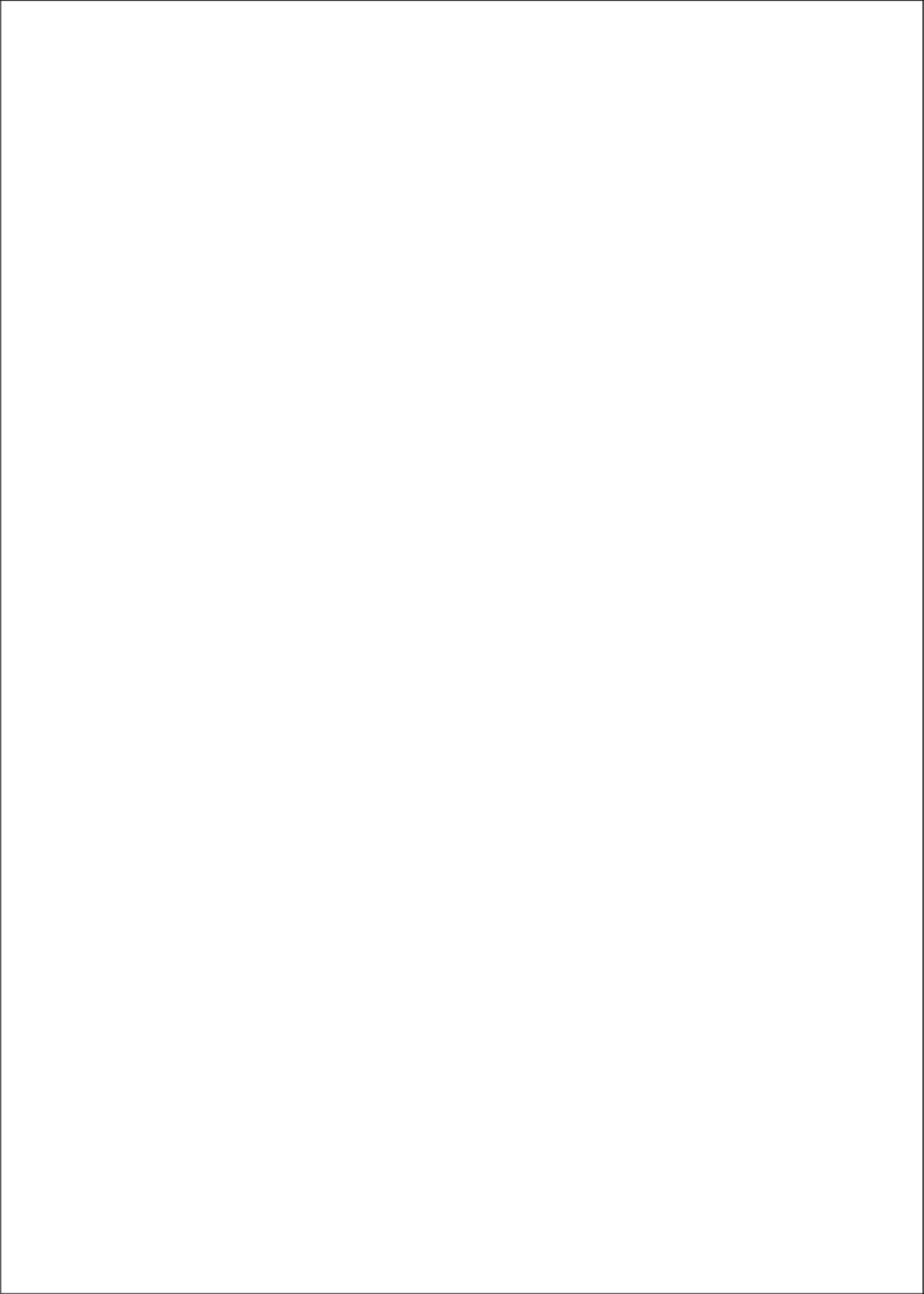


Kristian Hvidt

IHR UND WIR



Ihr und wir



Kristian Hvidt

Ihr und wir

Dänemark aus der Sicht des Auslands
– von 845 bis 2001

Ihr und wir

Herausgeber
Königlich Dänisches Ministerium des Äußeren
Informationsbüro
Asiatisk Plads 2
DK-1448 Kopenhagen K

Manuskript
Kristian Hvidt
kristian@hvidt.net

Redaktion
Flemming Axmark
fleaxm@um.dk

Redaktionsassistentz
Elise Bøving

Übersetzung
Bernd Kretschmer
(durchgesehen von Ingeborg Zint)

Originalzeichnungen
Olaus Magnus, Punch und Karel Čapek

Sonstige Zeichnungen
Tove Nørgaard

Korrektur
Bernd Kretschmer
und Preben Hansen

Grafik und Layout
Niels Bøving

Herstellung
BJ · Reklame · Produktion, Frederiksberg, 3534

Druck
Scanprint

Für einzelne in dem vorliegenden Buch veröffentlichten Beiträge war es nicht möglich, den Inhaber des Urheberrechts ausfindig zu machen. In Fällen, in denen das Urheberrecht somit evtl. verletzt wurde, geschah dies unbeabsichtigt und unfreiwillig. Rechtlich begründete Ansprüche werden daher gegebenenfalls so vergütet als ob eine Genehmigung bereits vorher eingeholt worden wäre.

Juni 2002

ISBN 87-7964-343-4

Inhalt

- 7 Vorwort
- 11 Ein arabischer Gesandter beim Wikingerkönig, ca. 845
- 15 Adam von Bremens Beschreibung von Dänemark, ca. 1060
- 19 Der Hering bringt Reichtum ins Land, ca. 1364
- 23 Eine Nation nimmt Gestalt an, 1539
- 25 Von schicker Kleidung und gutem Essen, 1593
- 31 Etwas ist faul im Staate Dänemark, 1601
- 33 Eine festliche Hochzeit, 1634
- 41 Die Polen kommen! 1659
- 47 Eine berühmte Beschreibung Dänemarks, 1692
- 55 Ein Weltbürger zu Besuch in Dänemark, 1788
- 61 Ein Schweizer Prophet in Dänemark, 1793
- 69 Von Dänemark aus zum Mittelpunkt der Erde, 1863
- 77 In John Bulls Gewahrsam, 1864
- 79 Hans Christian Andersen aus der Sicht eines Engländers, 1872
- 87 Paul Gauguin über die Dänen, 1885
- 93 Zweimal als Flüchtling in Dänemark, 1933-1940
- 103 Dänische Idylle in einer geplagten Welt, 1936
- 111 Jung verheiratet in Kopenhagen, 1939
- 117 Lustige Zeiten für einen Fallschirmsoldaten, 1945
- 125 Eine slowakische KZ-Gefangene kommt nach Dänemark, 1946
- 133 Im Zeppelin über Kopenhagen, 1982
- 139 Die Dänen als Volksstamm, 1983-1986
- 147 Ein Fußballtriumph, 1992
- 149 Britische Nahaufnahmen, 1999
- 159 Die „Freistadt Christiania“, 2001

Vorwort

Den Dänen täte es eigentlich ganz gut, sich selbst einmal in einem größeren Spiegel zu betrachten als nur in dem heimischen, wenn das Land ab Juli 2002 turnusgemäß die Präsidentschaft in der Europäischen Union übernimmt. Ungeachtet des fast 30 Jahre langen engen Zusammenlebens mit Westeuropa sind wir Dänen immer noch am meisten damit beschäftigt, uns innerhalb unserer eigenen kleinen Welt gegenseitig zu betrachten – in einem geschlossenen, allerdings sicher zunehmend perforierten Kreis. Die dicken Sonntagszeitungen erzählen uns ja jede Woche reichlich illustriert, dass die meisten guten Dinge und Ideen in der Welt in Wirklichkeit von Dänen erfunden wurden. Oder – wie drei erfahrene Briten in diesem Buch so unverblümt und geradeheraus schreiben: „Die Mission der Dänen in diesem Dasein ist es, dem Rest der Welt zu der Einsicht zu verhelfen, wie wunderbar Dänemark ist. Sie bedauern die armen Menschen, die keine Dänen sind, nie das Land besucht haben oder auf andere Weise in Unwissenheit über das Land dahinleben, in dem Milch und Honig fließen.“ Die drei sagen uns ohne Umschweife, dass wir Dänen zur Selbstüberschätzung neigen. Dies ist auch Dänemarks kluger Königin Margrethe von ihrer hohen Warte auf Schloss Amalienborg aus aufgefallen. In einer ihrer berühmten Neujahrsansprachen hat sie ihre Landsleute davor gewarnt, dass die sogenannte dänische Bescheidenheit allmählich ziemlich lautstark wird.

Damit wird jedoch meistens das Gegenteil kaschiert – ein großer Minderwertigkeitskomplex. Den können Dänen leicht bekommen. Allein schon ein Blick auf die Europakarte kann ihn hervorrufen. Herrgott,

entfährt es einem, wie unansehnlich ist doch dieses Land im Vergleich zu den zehn Millionen Quadratkilometern des europäischen Kontinents. Nur diese Halbinsel, Jütland, die sich zu einer Menge großer und kleiner Inseln hin beugt, die wie eine Schar Entenküken in Meerengen und Belten herumschwimmen. Auch die historische Entwicklung des Landes ist eine betrübliche Saga vom stolzen Königreich, das sich einst vom Nordkap über England bis zu den Toren Hamburgs erstreckte – und dann allmählich auf seine heutige Größe geschrumpft ist.

In diesem Bewusstsein sind wir auch von Kindesbeinen an durch ein vaterländisches Lied belehrt worden, das an Schulen und Heimvolkshochschulen morgens immer und immer wieder gesungen wird. Gedichtet wurde es 1820 von dem großen dänischen Skalden N.F.S. Grundtvig. Auf eine leicht holperige Art, wie sie für diesen Dichter typisch war, bekommen wir mit jedem Vers eingeschärft, dass das Land 1.) keine Berge hat, sondern nur flache Hügel, 2.) weniger schön als andere Länder ist, und 3.) weniger Ruhmestaten und kluge Köpfe vorzuweisen hat, sowie dass 4.) unsere Sprache weniger schön klingt als die anderer. „Wir sind“, wie es heißt, „nicht geschaffen für Höhe und Wind / am Boden zu bleiben, am besten uns dient.“ Wenn dieses Lied trotzdem ein Evergreen wurde, so liegt das daran, dass ein zeitgenössischer Komponist namens Zink das Gedicht mit einer munteren Melodie vertont hat, die dem ein wenig tristen Text die Spitze nimmt.

Nein, ob wir uns nun unterlegen fühlen oder uns selbst überschätzen – die Dänen können und sollten sich nicht selbst bewerten. Es sind die Ausländer, über die wir uns selbst richtig kennen lernen müssen. Zum Glück haben im Laufe der Zeiten viele Fremde weit mehr über Dänemark zu sagen gewusst als nur, dass das Land klein ist. Wenn man ein wenig in der Weltliteratur nachgräbt, zeigt es sich, dass erstaunlich viele

Fremde das Land besucht und so starke Eindrücke in sich aufgenommen haben, dass sie das Bedürfnis hatten, diese schriftlich festzuhalten und in gedruckter Form zu veröffentlichen. Auf den folgenden Seiten wird der Leser somit einer breit gefächerten Auswahl von Ausländern begegnen, die die Dänen so beschrieben haben, wie sie diese und ihr Land antrafen.

Dabei wird der Leser schnell entdecken, dass es sich bei dem vorliegenden Buch nicht etwa um dänische Fremdenverkehrswerbung handelt. Die Beiträge berichten überwiegend von gräulichen Wahrheiten über die Dänen, auch wenn viele kritische Anmerkungen liebenswürdigerweise ein wenig verpackt sind, meist in das hauchdünne Gewand der Satire und Ironie. Es handelt sich um eine Sammlung aus zutiefst historischer Perspektive, die einen Zeitraum von 1156 Jahren bzw. die Zeitspanne abdeckt, die zu dem einigermaßen durch Zeugen belegten Teil der Geschichte Dänemarks zählt.

Kristian Hvidt

845

Ein arabischer Gesandter beim Wikingerkönig, ca. 845

Im Jahre 844 unternahmen dänische und norwegische Wikinger einen fürchterlichen Raubzug gegen Lissabon und danach gegen Sevilla. Die Iberische Halbinsel befand sich zur damaligen Zeit unter der Herrschaft der arabischen Umajaden in Córdoba. Der Fürst, Abd al-Rahman II. (reg. 822-852), musste sein Heer mobilisieren und in einer wahren Feldschlacht gegen die Wikinger kämpfen, die sich zuletzt auf ihre Schiffe zurückzogen.

Der Emir beschloss daher, eine Gesandtschaft zum König der Wikinger zu entsenden, um einen Vertrag auszuhandeln. Für diese Aufgabe wurde der erfahrene Diplomat Jahja ibn al-Hakam Bekri ausgewählt, der aufgrund seines guten Aussehens „die Gazelle“ genannt wurde. Um das Jahr 845 gingen er und sein Gefolge in der Stadt Silves im Süden Portugals an Bord eines Schiffes und segelten nach Norden.

Von der Fahrt dieser Gesandtschaft ist ein Bericht aus dem 13. Jahrhundert überliefert, der wiederum auf einer Schilderung aus der Zeit um 890 beruht. Der Einleitung des Berichts zufolge scheint Jahja Bekri nach Roskilde oder Lejre auf der Insel Seeland gekommen zu sein, aber es ist nicht bekannt, welchem König oder welcher Königin er begegnete, und ob die Verhandlungen wirklich zu einem Vertrag führten.

Aus: I. Østrup: "Et gesandtskab til Danmark i det IX århundrede" (Eine Gesandtschaft nach Dänemark im 9. Jahrhundert). Gads Danske Magasin, 1907-1908, S. 369ff.

Der König wohnte auf einer größeren Insel, wo es plätschernde Bäche und Gärten gab, und die drei Tagesreisen vom Festland entfernt lag. Die Bevölkerung hier war sehr zahlreich. In der Nähe dieser Insel lagen eine Menge anderer Inseln, einige größer, andere kleiner als diese, und außerdem gehörte diesem Volk ein Teil des Festlandes in einer Ausdehnung von etlichen Tagesreisen.

Die Bevölkerung des Landes ist jetzt [d.h. zu Beginn des 13. Jahrhunderts] christianisiert, aber vormals waren die Einwohner Heiden; nur auf einigen abgelegenen Inseln hat sich das Heidentum bis heute gehalten, aber gegen die Bevölkerung dieser Inseln führen die übrigen Krieg.

Der König befahl, eine schöne Unterkunft für die Fremden vorzubereiten, und sandte einige Leute aus, um sie zu empfangen. Die Heiden strömten zusammen, um sich die fremden Ankömmlinge anzusehen, so dass diese selbst Gelegenheit hatten, die merkwürdige Kleidung und das Äußere der Einheimischen in Augenschein zu nehmen. Die Gesandten wurden gut bewirtet, und nach zwei Tagen ließ der König sie zu sich rufen. Jahja Bekri hatte sich vorher ausbedungen, auf einen Kniefall zu verzichten, und dass er und seine Begleiter sich ihren eigenen Sitten gemäß verhalten dürften.

Dies war ihnen auch zugestanden worden, aber als sie kamen, hatte der König, der in all seiner Pracht dasaß, dafür gesorgt, dass die Eingangstür so niedrig gemacht worden war, dass man in die Knie gehen musste, um hinein kommen zu können. Aber Jahja Bekri setzte sich draußen vor der Tür auf den Boden, streckte die Beine nach vorn und schob sich in sitzender Stellung vor, bis er hineingekommen war und sich wieder erheben konnte. Hinsichtlich der Waffenpracht, die der König hatte entfalten lassen, tat er so, als würde es sie überhaupt nicht bemerken; er trat direkt vor den Sitz des Königs und überbrachte seinen Gruß: „Heil Dir, o König, und allen, die mit Dir sind! Mögest Du Dich stets der Stärke, eines langen Lebens und der Gnade erfreuen, die in dieser Welt zur Ehre gereicht und im Jenseits zum Zusammensein mit dem führt, der allein ewig ist und der die Macht hat, und zu dem wir alle einst zurückkehren werden!“

Als diese Worte vom Dolmetscher übersetzt wurden, war der König tief davon beeindruckt. Nicht weniger verwundert war er über die Art und Weise, wie Jahja Bekri in den Raum gekommen war: „Wir glaubten, ihn demütigen zu können“, rief der König aus, „aber er wandte seine

Füße unseren Gesichtern zu. Das würde ihm teuer zu stehen kommen, wenn er kein Gesandter wäre.“

Danach wurde Abd al-Rahmans Brief übergeben, und nachdem dieser übersetzt worden war, zeigte sich der König darüber sehr zufrieden. Nun wurden die Kisten geöffnet, die die Geschenke des moslemischen Emirs enthielten – Kleidungsstücke und Gefäße, die große Bewunderung erregten. Dann erhielt die Gesandtschaft aus Spanien die Erlaubnis, sich in ihre Unterkunft zurückzuziehen, wo mit großer Aufmerksamkeit für sie gesorgt wurde.



...Dies war ihnen auch zugestanden worden, aber als sie kamen, hatte der König, der in all seiner Pracht dasaß, dafür gesorgt, dass die Eingangstür so niedrig gemacht worden war, dass man in die Knie gehen musste, um hinein kommen zu können. Aber Jahja Bekri setzte sich draußen vor der Tür auf den Boden, streckte die Beine nach vorn und schob sich in sitzender Stellung vor, bis er hineingekommen war und sich wieder erheben konnte...

Als die Königin hörte, wie man über den fremden Gesandten sprach, ließ sie nach ihm schicken, um ihn zu sehen. Er kam herein, grüßte und blieb dann lange stehen, mit einem Blick voller Verwunderung. Als die Königin den Dolmetscher aufforderte, ihn zu fragen, was das zu bedeuten habe, ob er sie hübsch fände oder hässlich, antwortete Jahja Bekri: „Nie habe ich mir einen solchen Anblick träumen lassen. Ich habe bei unserem eigenen Herrscher Frauen gesehen, die aus allen Völkerschaften für ihn ausgewählt wurden, aber noch nie zuvor habe ich eine Schönheit wie diese erblickt.“

Daraufhin war die Königin so sehr von ihm eingenommen, dass sie nicht einen einzigen Tag mehr seine Gegenwart entbehren konnte. Jeden Tag schickte sie nach ihm, damit er käme und sie unterhalte und über die Verhältnisse in seiner Heimat erzählte, über die Menschen, die dort wohnten, und die Verhältnisse, unter denen sie lebten. Und an jedem Tag hatte sie irgendein Geschenk für ihn. Als die Leute darüber zu reden begannen, rieten seine Begleiter ihm zu mehr Zurückhaltung. Aber als er diesen Rat befolgend weniger häufig zur Königin kam, fragte sie nach dem Grund, und als sie erfuhr, was so geredet wurde, lachte sie nur und sagte: „Wir kennen bei uns keine Eifersucht. Bei uns beruht die Verbindung der Frau mit einem Mann allein auf ihrer freien Entscheidung, und wenn er ihr nichts mehr bedeutet, geht sie ihres Weges.“ Dies beruhigte Jahja Bekri, und er nahm darauf den früheren Umgang mit ihr wieder auf.

Bevor die Heiden in den nordischen Ländern den römischen [d.h. christlichen] Glauben annahmen, war es bei ihnen Sitte, dass man sich einer Verbindung zwischen Mann und Frau nicht in den Weg stellte, ausgenommen, es handelte sich um eine Frau adliger Herkunft und einen Mann niedrigen Standes; dann versuchte die Familie der Frau, einzugreifen und die Verbindung zu verhindern.

Schließlich nahm Jahja Bekri Abschied, und sein Gefolge begleitete ihn bis nach Santiago de Compostela im christlichen Teil Spaniens. An den Herrscher dieser Stadt überbrachte er einen Brief des Königs der Wikinger; er blieb dort unter großen Ehrenbezeugungen zwei Monate, bis das jährliche Pilgerfest beendet war. Dann schloss er sich einigen Pilgern an und kehrte nach 20-monatiger Abwesenheit über Kastilien und Toledo zu Abd al-Rahman II. nach Córdoba zurück.

1060

Adam von Bremens Beschreibung von Dänemark, ca. 1060

Um das Jahr 1060 erhielt der Mönch Adam von Bremen den Auftrag, eine ausführliche Beschreibung der Stellung des Christentums in den nordischen Ländern zu verfassen. Ausführliche Auskünfte erhielt Adam von Bremen von Seeleuten und Reisenden, denen er begegnete, aber seine beste Quelle war der dänische König Svend Estridsen (reg. ca. 1047-1076), den er aufgesucht und über die geographischen Verhältnisse und die Bevölkerung befragt hatte. Das Werk Adam von Bremens, die „Hamburgische Kirchengeschichte“, ist in lateinischer Sprache verfasst und in drei mittelalterlichen Handschriften überliefert.

Aus: "Adam af Bremens krønike" (Die Chronik Adam von Bremens), kommentiert von Allan A. Lund. Wormianum, Århus 2000. S. 199-212.

Das Land der Danen [Dänen] besteht nahezu ausschließlich aus Inseln, wie es auch im „Leben des heiligen Ansgar“ nachzulesen ist. Die Grenze zwischen dem erwähnten Daniern [Dänemark] und unseren Landsleuten, den Nordelbingern, bildet der Fluss Egdore [Eider], welcher in einem sehr tiefen Wald der Heiden, Isarnhol [Itzehoe] genannt, entspringt, der sich längs des Barbarischen Meeres bis an die Sliä [Schlei] erstrecken soll.

Übrigens mündet der Fluss Egdore in den Friesischen Ozean, welchen die Römer den Britannischen nennen. Der erste Teil Daniens, welcher Judland [Jütland] heißt, erstreckt sich vom Fluss Egdore aus gen Norden der Länge nach. Wenn man den Weg über Fun [Fünen] nimmt, so sind es drei Tagesreisen. Nimmt man aber den direkten Weg von Sliäswich [Schleswig] nach Alaburg [Ålborg], so dauert die Reise fünf bis sieben Tage. Das war die Marschroute Kaiser Ottos bis ganz oben zu der Stelle im äußersten Wendila [Vendsyssel], wo man das Gewässer erreicht, welches seit dem Sieg des Königs bis auf den heutigen Tag Ottinsand [Odde-sund] genannt wird. Am Fluss Egdore ist Judland am breitesten. Von da ab jedoch verengt sich das Land allmählich, wie eine Zunge, bis zu der Spitze hin, die Wendila genannt wird, wo Judland endet. Von da aus ist die Überfahrt nach Nordmannien [Norwegen] am kürzesten. Das Land hier ist unfruchtbar und erscheint, abgesehen von den Gebieten in der Nähe eines Flusses, fast wie eine Einöde, „ein Salzland und eine riesige Wüste“. Zwar ist das ganze Gebiet Germaniens von schrecklichen, tiefen Wäldern bedeckt, aber Judland ist doch der weitaus grauenerregendste Landesteil. Deshalb meidet man dieses Gebiet auch: Zu Lande wegen des Mangels an Getreide, zur See aufgrund der Gefahr durch Seeräuber. Der Boden ist fast nirgendwo bewirtschaftet und für Menschen kaum geeignet, sich dort anzusiedeln. Die größten Städte liegen an den Buchten des Meeres.

Dieses Land also war es, das Kaiser Otto während seines Marsches zinspflichtig machte und in drei Bistümer einteilte. Eines von ihnen gründete er in Sliäswich, welches auch Heidiba [Haithabu] heißt. [...]

Fun ist eine recht ansehnliche Insel, die in der Mündung des barbarischen Meerbusens liegt, hinter der Insel, welche Wendila genannt wird. Die Insel liegt dicht bei dem Land, das Judland heißt, wo von allen Stellen aus die Überfahrt nach Fun ganz kurz ist. Dort liegt die große

Stadt Odansve [Odense], und rings um Fünen finden sich kleine Inselchen, die alle reich an Feldfrüchten sind. Und man muss beachten: Will man über Judland nach Fun reisen, so muss man geradewegs nach Norden zu gehen. Reist man aber über Fun nach Seland [Seeland], dann geht die Reise in östliche Richtung. Es gibt zwei Stellen für die Überfahrt nach Seland. Die eine liegt auf Fun, die andere in Arhusan [Århus]. Beide Routen sind gleich lang. Das Meer ist von Natur aus stürmisch und in doppeltem Sinn gefährlich, da man, auch wenn man günstigen Wind hat, nur mit Mühe der Gefahr entgeht, Seeräubern in die Hände zu fallen.

Seland ist eine im inneren Busen des Baltischen Meeres gelegene Insel von gewaltiger Ausdehnung. Zwischen Seland und Fun liegt eine ganz kleine Insel namens Sproga [Sprogø]. Es ist ein Piratennest und der Schrecken aller Seefahrer.

Die Insel [Seeland], berühmt für die Tapferkeit ihrer Bewohner wie auch ihrer Fruchtbarkeit wegen, hat eine Länge von zwei Tagesreisen und eine beinahe gleiche Breite. Die größte Stadt hier ist Roschald [Roskilde], die Residenz der dänischen Könige. Diese Insel, welche von Fun und von Sconien [Schonen] gleich weit entfernt liegt, lässt sich an einem Tag durchqueren. Westlich von Seland liegen Judland, Arhusan, Alaburg und Wendila, aber nach Norden hin, wo die Insel öde ist, liegt die Meerenge von Nordmannien [Skagerrak], in südlicher Richtung das bereits erwähnte Fun und die Slawische Bucht. In Richtung Osten ist Seland dem Vorgebirge von Sconien zugekehrt, wo die Stadt Lundona [Lund] liegt.

Seland ist außerordentlich reich an Gold, das durch Seeräuberei zusammengebracht wird. Diese Seeräuber bezeichnen sich selbst als Wichinger, aber wir nennen sie Ascomannen. Sie zahlen dem König der Danen Tribut und dürfen dafür die Barbaren ausplündern, die in den Küstengebieten rings um dieses Meer herum in großer Anzahl leben. Daher kommt es auch vor, dass sie die Erlaubnis, welche sie in Bezug auf die Feinde bekommen haben, gegen ihre eigenen Landsleute missbrauchen! So treulos und unbarmherzig sind sie gegeneinander selbst, dass jemand, sobald er einen der Seinen gefangen genommen hat, diesen an einen Verwandten oder Fremden verkauft – als Sklave!

Es gibt indes jedoch noch viele andere Gebräuche und Sitten bei den Danen, die allem, was recht und billig ist, strikt zuwiderlaufen. Aber

nichts davon scheint mir an dieser Stelle erwähnenswert, abgesehen von dem Brauch, dass Frauen, die Ehebruch begehen, sofort verkauft werden. Wenn sich aber ein Mann der Majestätsbeleidigung gegenüber dem König schuldig gemacht hat oder wegen eines anderen Verbrechens gefasst wird, so will er lieber enthauptet als ausgepeitscht werden. [...]

Sie kennen keine andere Art der Strafe als das Beil oder die Sklaverei, und dem Verurteilten gereicht es zur Ehre, wenn er das Urteil freudig entgegennimmt. Denn Tränen und Wehklagen und andere Bezeugungen der Reue, welche wir für heilsam erachten, verabscheuen die Danen so sehr, dass es sich für sie ebenso wenig schickt, über ihre Vergehen wie über ihre teuren Verstorbenen zu weinen.

Von Seland nach Sconien [Schonen] gibt es viele Überfahrten. [...] Die Hauptstadt dort ist Lundona, die Chnud [Knud], der Eroberer Angliens, zur Konkurrentin des britischen Lundona [London] machte.

Die kürzeste Route führt nach Halsingpurg [Hälsingborg], das man überdies mit bloßem Auge sehen kann. Sconien ist die schönste Landschaft Dänemarks, und daher auch ihr Name. Sconien ist reich an wehrhaften Männern, an fruchtbaren Böden für Getreide und begütert an Handelswaren – und jetzt auch voll von Kirchen! In Sconien gibt es doppelt so viele Kirchen wie auf Seland, und zwar dreihundert, während Judland nur halb so viele und Fun nur ein Drittel dieser Anzahl hat.

Sconien, der äußerste Landesteil Dänemarks, ist beinahe eine Insel. Es ist von allen Seiten von Meer umgeben, außer einer Landzunge, die im Osten das Land der Sveonen [Schweden] von Danien trennt. Hier gibt es tiefe Wälder und schroffe Gebirge, die man auf dem Weg von Sconien in das Land der Goten notwendigerweise passieren muss. Man kann sich daher fragen, was am leichtesten ist: der Gefahr zu Lande durch das Risiko auf dem Meer zu entgehen, oder erstere dem letzteren vorzuziehen?

1364

Der Hering bringt Reichtum ins Land, ca. 1364

Gesalzener Hering in Tonnen war im Mittelalter die wichtigste Exportware der dänischen Monarchie. In ganz Europa wurde während der Fastenzeit Hering anstelle von Fleisch verzehrt.

Philippe de Maizières, ein französischer Adliger, der 1364 auf dem Weg nach Preußen war, um sich am Kampf der Kreuzritter gegen die Heiden im Osten zu beteiligen, passierte den Øresund und war Augenzeuge des kurzen und hektischen Heringsabenteuers im Sund, von Helsingør im Norden bis nach Falsterbo im Süden. Hier – in der südwestlichen Ecke von Schonen – wurde ein riesiger Markt abgehalten, wo sich deutsche Aufkäufer und viele andere mit den Fischern trafen.

Dass es sich schon 1267 um einen großen Markt handelte, ist durch eine Quelle aus dem gleichen Jahr belegt. Sie berichtet, dass 40 Prostituierte aus Rostock auf dem Weg zum Markt in Falsterbo in einem Sturm ertranken. Zum Lobe des Herrn und zur Aufklärung der Nachwelt hat der französische Ritter die nachstehende kleine malerische Beschreibung hinterlassen.

Experten behaupten, dass seine Zahlenangaben kaum sehr übertrieben sein dürften, verglichen mit entsprechenden Angaben aus dem 16. Jahrhundert, als die Heringsschwärme abgenommen hatten. Dagegen waren die geographischen Kenntnisse des Ritters doch recht begrenzt – u.a. verwechselte er Norwegen mit Schweden.

Aus: Kr. Erslev: "Den senere middelalder, Danmarks riges historie" (Das Spätmittelalter, Geschichte des Reiches Dänemark). Bd. 2, 1904. S. 323-324.

Zwischen dem Königreich Norwegen [lies: Schweden] und Dänemark befindet sich ein Arm des großen Meeres, das die Insel [Seeland] und das Königreich Norwegen vom Festland und vom Königreich Dänemark trennt. Dieser überall enge Meeresarm erstreckt sich über 15 Meilen und hat nur eine Breite von einer oder zwei Meilen. Und, wie Gott es angeordnet hat, zieht der Hering, jedoch nur in zwei Monaten, und zwar im September und Oktober, durch diese Straße von dem einen Meer in das andere, und das in so großen Mengen, dass es ein Wunder ist; so viele kommen in diesen zwei Monaten hier durch, dass man an mehreren Stellen dieser Meeresstraße von 15 Meilen Länge sie mit dem Schwert zerhauen könnte. Das zweite Wunder ist, dass sich nach alter Sitte jedes Jahr in den zwei genannten Monaten Boote und Fahrzeuge aus ganz Deutschland und Preußen in der erwähnten Straße zum Heringsfang sammeln; allgemein nimmt man an, dass in diesen beiden Monaten 40.000 Boote nichts anderes tun als Heringe zu fischen, und in jedem Boot sind mindestens sechs Mann, und in mehreren von ihnen auch sieben, acht oder zehn. Und außer diesen 40.000 Booten sind da 500 Schiffe, große und solche von mittlerer Größe, die mit nichts anderem beschäftigt sind, als die Heringe, die von den 40.000 Booten gefangen werden, aufzusammeln und in Tonnen in Salz einzulegen. Und es ist Brauch, dass die Besatzungen aller dieser Fahrzeuge während dieser zwei Monate auf einer Länge von 15 Meilen entlang der Küste in Hütten aus Baumstämmen und Ästen wohnen. Sie beladen die großen Schiffe mit gesalzenem Hering, und nach zwei Monaten und acht Tagen, oder so etwa, ist in der gesamten Meeresstraße kein einziges Boot oder Hering mehr anzutreffen. Es ist ein großer Menschauflauf, um einen so kleinen Fisch zu fangen, denn wenn man nachrechnet, wird man feststellen, dass in diesen zwei Monaten mehr als 300.000 Menschen nichts anderes tun als Heringe zu fangen.

Und da ich alter und schwacher Pilger, als ich seiner Zeit über das Meer nach Preußen reiste, bei schönem Wetter und zur Zeit des Fischfangs die erwähnte Meeresstraße passierte und die genannten Jollen, Boote und großen Fahrzeuge sah und unterwegs auch von dem Hering aß, den ich von den Fischern bekam, die mir von diesen zwei Wundern erzählten, so machte ich mich also daran, dies zu beschreiben, damit man die Gnade erkennen kann, die Gott der Christenheit durch diesen Überfluss an Heringen erweist, durch den ganz Deutschland, Frankreich,

England und etliche andere Länder in der Fastenzeit satt werden können, denn arme Leute können sich keinen großen Fisch, wohl aber einen Hering leisten.



...allgemein nimmt man an, dass in diesen beiden Monaten 40.000 Boote nichts anderes tun als Heringe zu fischen...



NOTE

IATRIA

LISTRIA

LINDESNES

FLEDERE IOFRVSVD

LIBER

TONSBERG

VERNO

SELSBORG

ASLOGIA

FLVT SARP

ROMAR IKC

VICHIA

HOMEDAL

FREDE FORS

LONGA

SVLLA

SCAGA PROVINCIA

TRINDEL

LESSE

AHOLT

OLLANDI

OPORTET IVSTI ET HYMAN LESSE SAP 12

RICOPÉ

BOVEPER

HOLM

VESTIA

SEBI

HORSET

ARVSA

DANIA

DACIA SIVE DENNEMARCA

FIONIA

KERTMY DE

MIDELFAR

HISEGOL

ASSÉS

OTTONA

FOBORG

SVIBORG

FOBS

ORREL

SHIEM

SPROE

KORSER

KORSER

KORSER

SELADIA

ROSKILD

VARDE BERG

SCHEN

SOLT

IVTHIA SIVE CIMBRIA POPVLOSISA

RIPERHVS

RIPE

MVNIMENTVM DANAVIRKE

ATVNER

SLSVIG

KIL

GOTTOR

HILGE HAVEN

EVTHI

HOLSATHIA

DITMERSIA

LVNDEN

SV MARG ARITTE

SV VESER

HALEN

STADEN

BRENTIS

PELMEHORS

HVSEM

ODELSLO

HAMBVRG VM

HALEN

STADEN

BVXSTEHVDE

LVNEBVRG

SAXONIA INFERIOR

HIC FIT CANDID ISSIMV SAL

FEMERE

LALANDIA

S RIGG

MARIE

DOMM

NYCOPIA

GETSOR

GRESMOIN

LV BECV

DOM

VISMAR

RASSEVR

RISSEROV

REGVM OBOTRI TORV

MOLLÉ

TLV ALBIS

LVNEBVRG

ROSTOK

SVERIN

SVNDIS

GRISVOLI

PARS MAR CHIE

SVNDIS

GRISVOLI

PARS MAR CHIE

POM N DVCA

POM N DVCA

1539

Eine Nation nimmt Gestalt an, 1539

Eine Nation kennt sich kaum selbst, bevor sie nicht die Konturen ihres eigenen Landes kennt. Berichte von Seefahrern bildeten schon um das Jahr 150 für den Griechen Ptolemaios die Grundlage für die Lokalisierung Tausender von Örtlichkeiten in seinem Werk „Geographia“. Es bildete den Ausgangspunkt für die spätere Herstellung der ersten Landkarten, auf denen Dänemark in primitiver Form eingezeichnet war.

Ab dem 15. Jahrhundert begannen Geographen, regionale Landkarten zu zeichnen, die die Gelehrten der Römischen Kirche sammelten und zu größeren Einheiten zusammenfassten. Im Jahre 1539 veröffentlichte der schwedische Kanoniker Olaus Magnus, der in Rom lebte, die „Charta Marina“, ein Kartenblatt, das 170 x 125 cm misst und in neun Blätter aufgeteilt ist. Es zeigt die nordischen Länder mit Island und der Südspitze Grönlands sowie nach Osten hin die baltischen Länder.

Die Karte wurde in Venedig gedruckt, aber heute sind nur noch zwei Exemplare erhalten. Mitten in Jütland sieht man den dänischen König Christian III. thronen, der von 1534 bis 1559 regierte, dazu das Reichswappen und einen Sinnspruch, der übersetzt lautet „(Das Reich) verdient Gerechtigkeit und Toleranz“.

Aus: Olaus Magnus: „Charta Marina“, Bokgillet, Uppsala 1964. S. 38-39.



*...Die Stadt, deren Gebäude aus Holz und Lehm sind, hat einen beachtlichen
Marktplatz und ist verhältnismäßig gut befestigt...*

1593

Von schicker Kleidung und gutem Essen, 1593

Der junge englische Gentleman Fynes Moryson (1566-1629), Sohn eines Parlamentsabgeordneten, wurde nach Abschluss seines Studiums in Cambridge und Oxford auf große Bildungsreise geschickt.

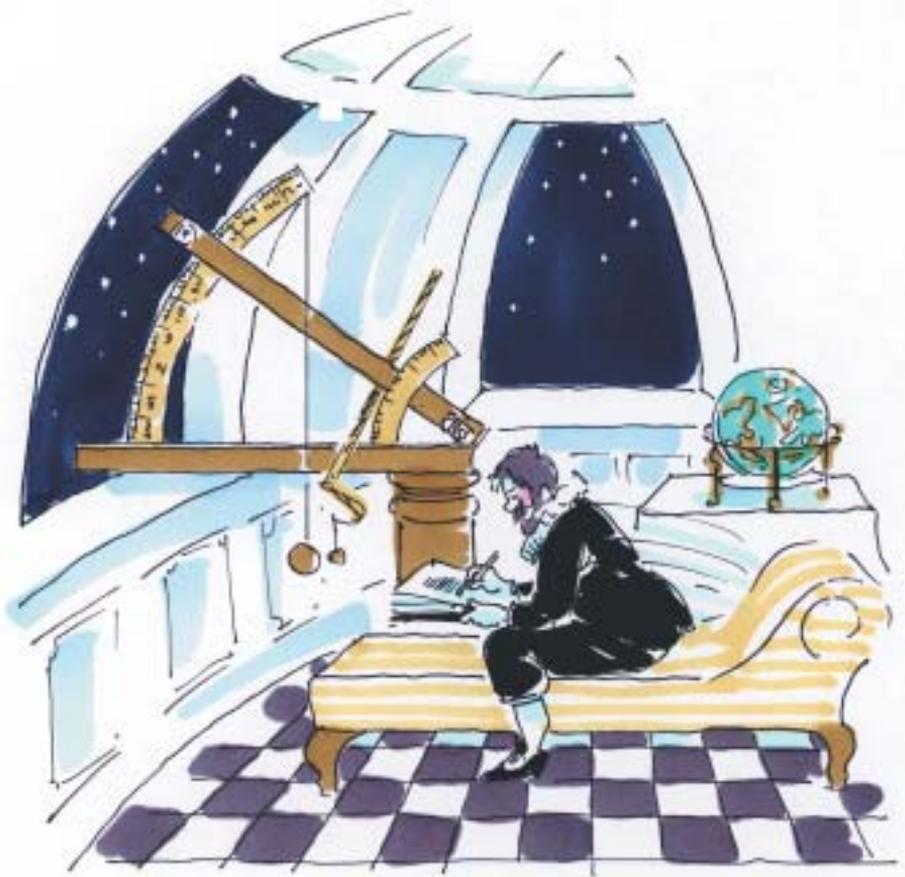
In nicht weniger als 10 Jahren bereiste er alle Gegenden Europas und des Nahen Ostens. Danach redigierte er sein in lateinischer Sprache verfasstes Tagebuch zu einer englischen Ausgabe in drei Bänden, die 1617 in gedruckter Form erschien. Darin berichtet er äußerst penibel, was er gesehen, gegessen und getrunken sowie für die Reisen von Ort zu Ort bezahlt hatte.

Im Jahr 1593 kam er nach Dänemark, das ihm als primitives Land erschien. Regiert wurde es von einem 16-jährigen Jungen, Christian IV. (1577-1648), der sich später zu einem üppigen Renaissancefürsten entwickeln sollte – ein grandioser, hyperaktiver Regent und Bauherr, der aber aufgrund seiner vielen unglücklich verlaufenden Kriege sein Land teuer zu stehen kam.

Aus: W.R. Prior: „Et engelsk rejseindtryk af Danmark fra 1593“ (Ein englischer Reiseeindruck von Dänemark aus dem Jahr 1593). In: Fra Arkiv og Museum, Bd. 5, 1912-1915, S. 46-58.

In Lübeck ging ich an Bord eines Schiffes, um nach Dänemark zu fahren. Für die Überfahrt bezahlte ich 24 lübische Schillinge und gab vier der Besatzung. Die Entfernung von Lübeck nach Falster beträgt 24 [englische] Meilen und von dort aus nach Kopenhagen, dem Hafen der Kaufleute, sieben Meilen. Auf der östlichen Seite der Stadt, in die wir einliefen, liegt das Schloss des Königs, in dem sich der Hof vorwiegend im Winter aufhält. [...] Als ich durch das Tor ging, wurde ich von den Wachsoldaten sehr genau untersucht, und das einfache Volk rief hinter mir her, als ob es vorher noch nie einen Ausländer gesehen hätte. Die Stadt hat eine runde Form, und weder dort noch im Schloss des Königs sah ich etwas Schönes oder Prächtiges. Das Schloss ist als Viereck und aus Quadersteinen gebaut. Die Stadt, deren Gebäude aus Holz und Lehm sind, hat einen beachtlichen Marktplatz und ist verhältnismäßig gut befestigt. Hier bezahlte ich für drei Mahlzeiten und Frühstück acht lübische Schillinge und genauso viel für Bier. [...]

Von dort aus mieteten ich und ein Begleiter für jeweils zwölf lübische Schillinge einen Wagen nach Helsingør, fünf Meilen in fünf Stunden, mit vielen Umwegen entlang der Küste. Helsingør ist ein ärmliches Dorf, wird aber aufgrund des schmalen Fahrwassers, Sund genannt, viel von Seeleuten besucht. Hier erhebt der König von Dänemark auf Schiffe und Waren, die aus der Ostsee kommen oder dorthin unterwegs sind, einen so hohen Zoll, dass allein die Einnahmen hieraus alle anderen Einnahmequellen des Königreichs übertreffen. [...] Die Insel Hveen ist eine Meile lang und knapp so breit, und es gibt auf ihr nur einen Wald. Dieses einsame Eiland überließ König Frederik II., der Vater des jetzt regierenden Christian, dem Adligen Tycho Brahe, einem berühmten Astronomen, als Aufenthaltsort. Man erzählte sich, dass er einige Kirchengüter besaß, von denen er leben konnte, und dass er nicht verheiratet war, aber mit einer Kebbse zusammenlebte, mit der er viele Kinder hatte. Der Grund für diese seine Lebensweise war vermutlich folgender: Während seines Studiums an einer deutschen Universität war ihm in einem Streit die Nase abgeschlagen worden, und er glaubte, dass er daher nicht in der Lage sein würde, eine Dame von Adel ehelichen zu können. Man sagte auch, dass der Adel ihn wegen seiner Lebensweise weniger achtete und seine Söhne nicht als Adlige betrachtete. Diesem gelehrten Herrn schenkte König Frederik außerdem viele schöne astronomische Instru-



...Das Dach dieses Gebäudes konnte nach Belieben entfernt werden, so dass er, mit nach oben gewandtem Gesicht daliegend, des Nachts alle Himmelsgestirne oder eines von ihnen studieren konnte...

mente. [...] Neben diesen Instrumenten besaß dieser adlige Herr eine sehr schöne Bibliothek mit vielen ausgezeichneten Büchern und ein entsprechend schönes Laboratorium. Außerdem hatte er, nicht weit von seinem Haus entfernt, ein kleines rundes Gebäude von großer Schönheit, von wo aus er seine astronomischen Beobachtungen vornahm. Das Dach dieses Gebäudes konnte nach Belieben entfernt werden, so dass er, mit nach oben gewandtem Gesicht daliegend, des Nachts alle Himmelssterne oder eines von ihnen studieren konnte. [...] Hier hatte er viele von ihm selbst erfundene Instrumente aufgestellt, und er hat das Haus feierlich der Nachwelt überlassen, mit der inständigen Bitte, dieses Denkmal nicht abzureißen.

Die Dänen glauben, dass diese Insel Hveen von sehr großer Bedeutung ist; sie haben eine nichtssagende Chronik, derzufolge ein englischer König für ihren Besitz soviel kostbares Scharlachtuch geboten haben soll, dass damit die ganze Insel bedeckt werden könnte, und dazu einen Rosenobel [eine englische Münze] an den Ecken eines jeden Stück Tuches. [...]

Der König hielt sich damals in Roskilde auf, von wo aus er sich kurze Zeit später nach Holstein begeben wollte. [...] Daher reiste ich vier Meilen in vier Stunden durch eine wilde und hügelige Landschaft nach Roskilde, so benannt nach der Quelle des Königs. [...] Hier zeigt man einen Wetzstein, den König Albrecht von Schweden an Dänemarks Königin Margrete sandte, um ihr in ihrer Eigenschaft als Frau seine Verachtung zu zeigen; er bot ihr nämlich höhnisch an, ihre Schwerter an dem Stein zu wetzen; aber diese Königin nahm den genannten König im Krieg gefangen und ließ ihn bis zu seinem Tode im Gefängnis schmachten. [...]

Ich sah den König von Dänemark, als er auf seiner Reise nach Holstein, im allgemeinen Sprachgebrauch Holst genannt, eine Tagesreise zurückgelegt hatte. Er trug eine lose Jacke aus schwarzem Samt, bescheiden geschmückt mit goldenen Spitzen. Wenn er sich in der Stadt aufhält, hat er einen großen breitrandigen Filzhut auf, dessen Krempe zum Teil angeheftet ist, aber auf Reisen trägt er im Wagen einen schlichten Braunschweiger Hut, wie man ihn aus Niederdeutschland kennt. Er hatte eine große Goldkette, die an einem Arm so weit herunterhing, dass sie um seinen Gürtel gewickelt war. Wenn er ausging, trug er sein Schwert über der Schulter, wobei er die Spitze in der Hand hielt und der Griff hinter

ihm herunterhing. Seine wichtigsten Hofleute und sein jüngerer Bruder waren alle in englisches Tuch gekleidet, das sie Kentisches Tuch nannten, wir aber als „Motley“ [kunterbunte Kleidung] bezeichnen, aber ihres war weitaus hübscher als das, aus dem wir Mantelsäcke machen, und es war ganz speziell für sie angefertigt worden, zu einem Preis von etwa zwei Talern je Elle. Sie trugen kurze Goldketten, die nicht weiter herunterreichten als bis zum sechsten oder siebenten Knopf ihrer Jacken; aber die Kettenglieder waren groß, und daran hatten sie ein Goldmedaillon hängen. Sie trugen ihrer Schwerter wie der König, den Griff nach hinten über die Schulter hängend, und hatten Dolche mit schweren Silberscheiden, ganz so wie die, die in Sachsen verwendet werden. Die Garde des Königs trug weiße Beinkleider mit Puffern und in unterschiedlichen Farben, wie die Schweizer.

Im Allgemeinen sind die Dänen wie die Deutschen angezogen, besonders wie die Sachsen, immer gleich und bescheiden; sie verabscheuen fremde Moden so sehr, dass der kürzlich verstorbene Vater des Königs die fremden Kleider, mit denen einige Adlige gerade aus dem Ausland in die Heimat zurückgekehrt waren, dem unehrenhaften Henker gegeben haben soll, damit diese Art von Kleidung unter dem Adel gering geachtet würde.

Adlige Mädchen gehen barhäuptig und tragen das Haar geflochten und mit Perlenschnüren geschmückt; die verheirateten Damen von Adel bedecken ihr Haupt mit einer Haube aus feinem Leinen, und an der Stirn tragen sie eine Samtkrempe nach französischer Art zum Schutz gegen die Sonne, ganz so wie unsere Damen in früheren Zeiten diese französische Mode angenommen hatten; sie nannten es „bonegraces“, aber bei uns ist das heute inzwischen ganz unmodern; des weiteren schmücken sie ihr Haupt mit Goldborten. Verheiratete wie auch unverheiratete Frauen, sowohl von Adel als auch von niedrigem Stand, tragen ihre Halskragen nicht flach herunterhängend, sondern als gestärkte Halskrausen zusammen mit dem obersten Teil ihrer äußeren Samtkleidung; dazu tragen sie kurze Röcke und außer Haus halten sie es mit dem deutschen Brauch, Mäntel zu tragen. Auch tragen sie eine Goldkette in der Form einer Brustplatte und silbervergoldete Gürtel.

Die Dänen betreiben regen Handel mit großen Mengen an getrocknetem und eingesalzenem Fisch und anderen geringwertigen Waren, die

sie gegen die notwendigen Kleidungsstücke und Lebensmittel aus dem Ausland eintauschen. Da sie, genau wie die Deutschen, in diesen beiden Bereichen sparsam sind, gelangen sie durch dieses kümmerliche Gewerbe zu einigem Wohlstand. Und da sie sich größtenteils von Dörrfisch, Speck und etwas Pökelfleisch ernähren und nicht viel frisches Fleisch, z.B. vom Kalb oder Lamm, verzehren, treiben sie große Herden von Ochsen und Kälbern nach Holstein und weiter bis in die Niederlande. Schließlich sei noch folgendes bemerkt: Weil sie keine andere einheimische Ware für die Ausfuhr haben, und weil die fremden Kaufleute, die die Ostsee passieren und notwendigerweise in Helsingør anlegen, alle diese Sachen aus dem Ausland mitbringen und gerne verkaufen, was sie entbehren können, unternehmen dänische Kaufleute, obgleich ihre Fähigkeiten beim Segeln und beim Transport fast an die der Engländer heranreichen, selten andere Fahrten als bis zu den Inseln im Norden zum Fischfang.

Was ihre Kost betrifft, so ähnelt sie sehr der deutschen und insbesondere derjenigen der benachbarten Sachsen. Speck und Pökelfleisch gelten bei ihnen als Leckerbissen, aber das gemeine Volk lebt weitgehend von Dörrfisch unterschiedlicher Art, was einem Fremden beim ersten Anblick ihrer mageren und eingetrockneten Gesichter sofort auffällt. Ebenso ernähren sie sich von schwarzem, schwerem und luftigem Brot.

Weder in Kopenhagen noch in Helsingør oder Roskilde habe ich Wirtshäuser gesehen, aber Einzelne haben die Genehmigung für einen Stand zum Ausschank von Wein, wo der gemeinsame Tisch hierfür stets mit einem Tischtuch gedeckt ist. Kost und Logis müssen sich Reisende bei einem Bürger verschaffen, und in ihren Häusern werden sie Ordnung und Reinlichkeit finden, einfache und bescheidene Kost und saubere Betten und Laken. Abschließend sei noch gesagt, dass die Dänen ihre Nachbarn, die Sachsen, im übermäßigen Trinken möglicherweise gar übertreffen.

1601

Etwas ist faul im Staate Dänemark, 1601

Kurz bevor es zu der dramatischen Begegnung zwischen Hamlet und dem Geist seines toten Vaters auf der Bastei von Schloss Kronborg kommt (I. Akt, 4. Szene), spricht sein Freund Marcellus den berühmten Satz „*Etwas ist faul im Staate Dänemark*“, der als geflügeltes Wort Dänemarks guten Ruf in der internationalen Politik für Jahrhunderte angekratzt hat.

Gelehrte Leute haben im Laufe der Zeit dieses Zitat unterschiedlich interpretiert, aber es gibt wohl kaum einen Zweifel daran, dass Hamlet nach dem Tod des Vaters sein Vaterland nicht mehr schätzt. Nach der Begegnung mit dem Geist (I. Akt, 5. Szene) im Turm von Kronborg bekräftigt Hamlet seinen Widerwillen gegen Dänemark:

„Dass einer lächeln kann
und immer lächeln
und doch ein Schurke sein;
letztlich weiß ich es gewiss,
in Dänemark kann es so sein.“

Ein wenig später sagt Hamlet über seine Landsleute: „*Es lebt kein Schurk' im Reiche Dänemark / der nicht ein ausgemachter Bube wär*“, und er bezeichnet Dänemark gar als Gefängnis (II. Akt, 2. Szene).

Als Shakespeare sein berühmtes Drama zum ersten Mal aufführte, vermutlich 1601, befand sich Dänemark in politischer Hinsicht ganz und gar nicht in einem maroden Zustand. Unter einem jungen und ehr-geizigen

König, Christian IV. (1577-1648), erlebte die dänisch-norwegische Monarchie eine Blütezeit und pflegte zur Heimat Shakespeares gute Beziehungen. Die Schwester des Königs, Anna, war nämlich mit König Jakob I. von Schottland verheiratet, der 1603 den englischen Thron bestieg und der auch weiterhin nahe und freundschaftliche Kontakte zu Dänemark unterhielt.

Shakespeare war mit der Hamlet-Sage durch Übersetzungen von Saxos dänischer Chronik, den „Gesta Danorum“ (Die Taten der Dänen), aus der Zeit um 1200 vertraut. Er kannte auch Kronborg, da Hunderte von englischen Schiffen jedes Jahr den Sund-Zoll entrichten mussten, wenn sie bei der Durchfahrt durch den Øresund das Schloss passierten.

Marcellus' kühler Feststellung über die Fäulnis in Dänemark fügt Horatio ein frommes „Der Himmel wird es lenken“ hinzu.

Aus: William Shakespeare: "Samlede skuespil" (Gesammelte Schauspiele), Bd. 1. Haase, 1975. [Nach der dänischen Übersetzung von Anne Chaplin Hansen.]

1634

Eine festliche Hochzeit, 1634

Dänemarks lebenslustigster König war Christian IV. (1577-1648). Fast 60 Jahre lang, von 1588 bis 1648, herrschte er über das Land. In Dänemark gedenkt man dieses Regenten aufgrund seiner schönen Bauwerke, der von ihm gegründeten Städte und seiner vielen persönlichen Briefe bis heute.

Ein Höhepunkt seiner Regierungszeit waren die Festlichkeiten im Jahre 1634 anlässlich der Hochzeit seines ältesten Sohnes mit der sächsischen Prinzessin Magdalena Sibylla. Ungeachtet des Dreißigjährigen Krieges, der Europa verwüstete und in den Christian IV. sich eingemischt hatte – was unselige Folgen für das Land hatte –, und trotz Familienstreitigkeiten bei Hofe lud der König alle europäischen Fürstenhäuser zu einem rauschenden Fest ein, das sich über mehrere Monate hinzog und unter dem Namen „Das Große Beilager“ [Hochzeit] bekannt wurde. Er hoffte, mit diesem aufwendigen Fest seine frühere Position in der europäischen Politik wiedergewinnen zu können.

Aus dem Tagebuch des Franzosen Charles Ogier, Sekretär des französischen Gesandten, ist eine herrliche Schilderung dieses Festes überliefert. Das Tagebuch wurde 1665 in Paris in lateinischer Sprache veröffentlicht. Am 11. Juni 1634 reiste der französische Gesandte mit zahlreichem Gefolge aus Paris ab. Fast zwei Monate später, nach einer stürmischen Schiffsreise, näherten sie sich Dänemark.

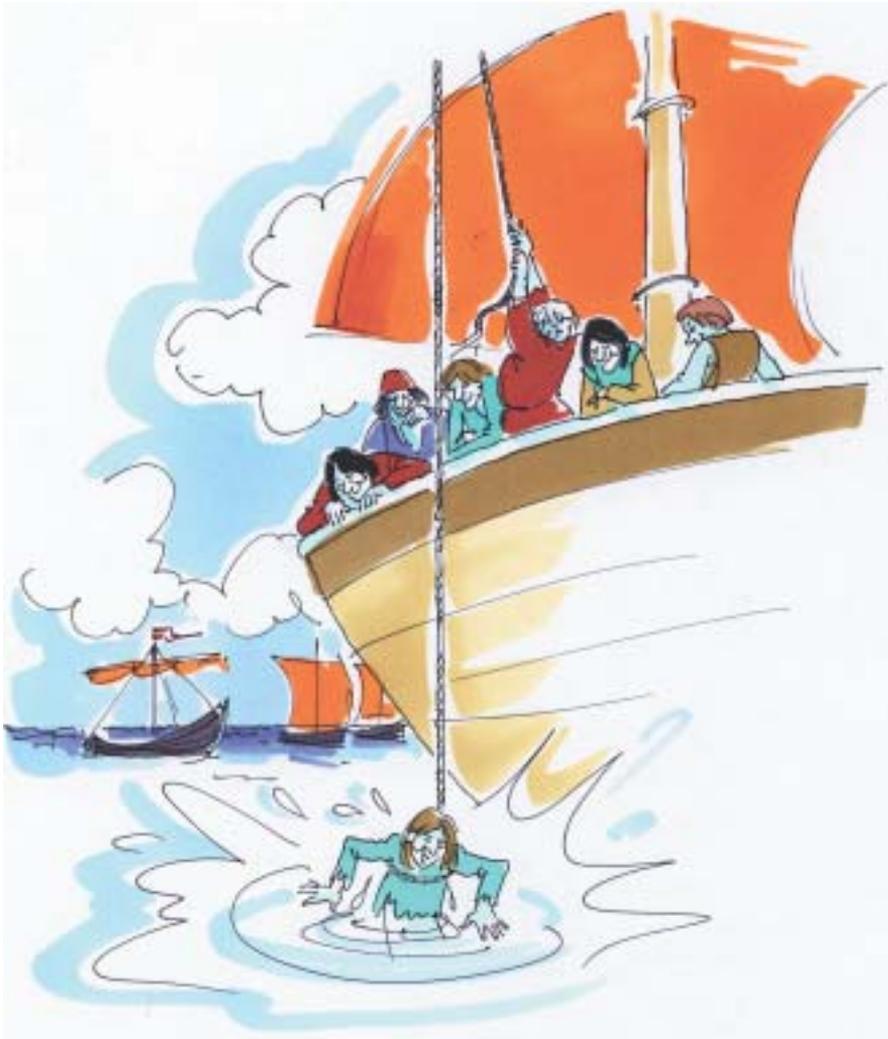
Aus: Charles Ogier: "Det store bilager i København 1634" (Das große Beilager in Kopenhagen 1634). Hrsg. von Julius Clausen und P.Fr. Rist. Bd. XX. Verlag Gyldendal, Kopenhagen 1914, S. 2-3 u. 72-79.

4. August

Endlich kam der ersehnte Tag. Bei Tagesanbruch kam das Vorgebirge Kullen in Sicht, das zu Schonen gehört, und an dem wir vorbeifuhren. Vom Schiff wurde eine Kanone abgefeuert, und die Matrosen stießen Freudenschreie aus, in die wir anderen einstimmten, als wir gerade aus den Kojen gekommen waren. Es gibt dort den munteren und für die Seeleute recht einträglichen Brauch, dass diejenigen, die erstmals durch den Sund segeln, wenn sie dieses Vorgebirge passieren, entweder in die See getaucht und „getauft“ werden oder sich von dieser Behandlung freikaufen müssen. Für Seeleute und Matrosen ist dies nur ein Spiel, da das Meer ihnen genau so lieb und teuer ist wie der feste Boden. Alle jungen Männer, Matrosen wie Soldaten, werden unter den Armen und über die Brust festgebunden und bis zu den Rahen nach oben gezogen – worauf man loslässt, und sie in die See fallen; und dieses ganze Auf und Ab drei Mal. Der Konstabler kam zu dem Gesandten, erklärte ihm lächelnd diesen alten Brauch und bat ihn um ein gutes Lösegeld. Wir alle, die zum Gefolge gehörten, gaben jeder einen Taler.

Inzwischen kam die Stadt Helsingør in Sicht, ein vielbesuchter und ausgezeichnete Zufluchtshafen für Schiffe und zudem die wichtigste Zollstelle für das Königreich Dänemark, die zu der damaligen Zeit jährlich zwei Millionen Livres [alte französische Währung] einbrachte. Das dänische Reich besteht aus mehreren Landesteilen und Inseln, die durch das Meer voneinander getrennt sind. Die wichtigste Insel ist Zelandia [Seeland], die inmitten des Codanischen Meeres [Ostsee] liegt; auf dieser Insel liegt die Hauptstadt des gesamten Reiches, Hafnia oder Codania, im allgemeinen auch Copenhaven oder Copenhagen genannt. Eine weitere Insel ist Fionia [Fünen], die gewöhnlich Fiunen genannt wird. Es gibt noch viele andere, von denen ich einige auf unserer Schiffsreise später noch erwähnen werde. Zum dänischen Reich gehört auch die gesamte Kimbrische Halbinsel, im allgemeinen Jutlandt [Jütland] genannt, sowie ein Teil von Holstein, das einem eigenen Herzog zu Lehen gegeben ist und das mit dem deutschen Festland verbunden ist. Die bei weitem größte Provinz ist Norwegen und der gesamte Landesteil, der Lappland heißt und an das Reich der Moskowiter grenzt.

Doch zurück zu Helsingør. Als die Stadt in Sicht kam, ließ der Kapitän ankern und schickte ein Boot zum Kommandanten des Ortes, da



...Alle jungen Männer, Matrosen wie Soldaten, werden unter den Armen und über die Brust festgebunden und bis zu den Rahen nach oben gezogen – worauf man loslässt, und sie in die See fallen; und dieses ganze Auf und Ab drei Mal...

man nur mit dessen Erlaubnis an Land gehen durfte. Als er hörte, dass der französische Gesandte gekommen war, und aus der Ferne sah, dass unsere Flaggen an allen Masten stolz im Wind wehten, ließ er auf der Zinne der Festung sofort die rote Fahne hissen. Als unser Kapitän diese erblickte und wusste, dass wir nun an Land gehen durften, ließ er unverzüglich die Schiffskanonen donnern. Ein ununterbrochenes Blitzen und Donnern dröhnte aus den 30 großen Kanonen, denen sofort von der Festung geantwortet wurde. Indessen schenkte der Gesandte den Soldaten und Matrosen 200 Taler und dem Kapitän, einem tüchtigen und liebenswürdigen Mann, eine Goldkette mit dem Bild Ihrer Allerchristlichsten Majestät. [...]

10. Oktober

Endlich kam der Tag, an dem die Tochter der Kurfürstin von Sachsen, Prinzessin Magdalena Sibylla, unter großer Pracht in Kopenhagen Einzug hielt. Alle Straßen und Gassen der Stadt waren von bewaffneter Bürgerschaft besetzt. Sämtliche Fenster, Verkaufsstände und Tribünen waren voll von adligen Damen und vornehmen Bürgerfrauen, die aus dem ganzen Land zusammengekommen waren, um dieses Schauspiel mitzuerleben. An all ihnen kam unser Gesandter auf seinem Weg zum Ulfeldt'schen Haus vorbei, von wo aus er sich den Umzug ansehen sollte. Er nahm in einem Erker Platz, wo er, ohne selbst gesehen zu werden, alles beobachten konnte.

Um halb vier kamen zunächst einige Schwadronen dänischer Reiter; an ihrer Spitze ritten ihre Trompeter und Offiziere. Darauf folgte der königliche Marstall [ein berittener Zug] in folgender Anordnung: Ganz vorn ritt ein Paukenschläger, der die beiden Pauken traktierte, die an den Seiten seines Pferdes hingen; er trug rote Seidenkleidung. Ihm folgten zwanzig bis dreißig Trompeter in der gleichen Tracht mit ihren silbernen Trompeten. Dann kamen die Pagen geritten; sie waren in gleicher Weise gekleidet, trugen aber auf dem Kopf Hüte, die die Form phrygischer Mützen hatten und mit Gold und Perlen durchwirkt waren; in der Hand hielten sie Lanzen.

Darauf folgten die edlen Pferde aus der königlichen Zucht, die die kostbarsten Decken trugen und die jedes für sich von einem Reitknecht zu Pferde am Zügel geführt wurden. Danach kamen die Pferde des Prinzen, mindestens genauso prächtig und kostbar ausgestattet.



...Und um diese Seen abzuleiten und auszutrocknen, wurden überall auf den Treppen des Schlosses in gleichen Abständen Gefäße und Tonnen aufgestellt, wo die betrunkenen und feuchten Saufbrüder ganz bequem ihre Übermenge an Flüssigkeit loswerden und ihr Wasser abschlagen konnten...

Jetzt erschien der gesamte dänische Adel, angeführt von vier Hofmarschällen, dahinter das Gefolge des Herzogs von Holstein, des kaiserlichen Gesandten. Er selbst war nicht dabei, genau so wenig wie jemand der anderen Gesandten oder der König selbst; dagegen waren alle anderen Herzöge zugegen, die von Oldenburg (Glücksburg) und Sønderborg [Sonderburg] wie auch der Bruder des Herzogs von Holstein und Herzog Frederik, der zweitälteste Sohn des Königs, der in Bezug auf Kleider, Edelsteine und Pferde die größte Pracht entfaltete. Der Kronprinz war ganz allein zu Pferd, begleitet von einer großen Schar von Fußgängern, denen wiederum die Großen des Reiches und alle Reichsräte folgten, jeder nach seinem Rang. [...]

11. Oktober

Ich, der Pfarrer und Braccon von Metz, ein guter Freund von Ulfeldt und ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, besuchten mehrere der gelehrten Männer Kopenhagens, die schon aufgrund des bevorstehenden Festes ihre Tätigkeit ruhen ließen. Und um unsere Mägen keiner Gefahr durch Leerung allzu vieler Pokale auszusetzen, gingen wir los und gönnten unseren Augen das Vergnügen der Schau der Seiltänzer, und von denen gingen wir zu dem herrlichen Organisten, der nicht allein unsere Ohren, sondern auch unser ganzes Gemüt mit den schönsten Melodien füllte. [...]

13. Oktober

Unser Gesandter wurde vom Kronprinzen empfangen, um diesem seine Glückwünsche anlässlich der Ankunft seiner Braut und ihrer Schönheit und Vollkommenheit zu überbringen; was sich der Prinz mit vergnügter Miene anhörte. [...]

Da es den Leser wohl interessieren wird, etwas über deutsche Sitten zu erfahren, möchte ich es nicht versäumen zu erwähnen, dass nach der Ankunft der Holsteiner und Sachsen solche Mengen getrunken wurden, dass sowohl Speisesäle und Schlafgemächer als auch Vorzimmer und Vorhallen geradezu in Bier und Wein schwammen. Und um diese Seen abzulassen und auszutrocknen, wurden überall auf den Treppen des Schlosses in gleichen Abständen Gefäße und Tonnen aufgestellt, wo die betrunkenen und feuchten Saufbrüder ganz bequem ihre Übermenge an Flüssig-

keit loswerden und ihr Wasser abschlagen konnten; denn nicht nur die adligen Herren, sondern auch die Diener und Leibwachen, die vor den Vorgemächern der Gesandten und Fürsten auf Posten standen, schütteten große Mengen der teuersten Weine (alles ist teuer in diesem Land) in sich hinein. Noch nie hat seit Menschengedenken ein so großes Fest stattgefunden, und es war auch nicht anzunehmen, dass ein solches je wieder stattfinden würde. Der dänische Herold konnte anlässlich dieser Hochzeit das Gleiche sagen wie der römische Herold einst bei den Jubelfesten der Römer: Dass das Volk etwas sehen werde, was kein lebender Zeitgenosse vorher je zu sehen bekommen hat oder jemals wieder zu sehen bekommen wird. Denn weder haben Fürsten immer die Gelegenheit, andere Fürsten zu solchen Festlichkeiten einzuladen, noch dürfte Dänemark öfter solche Kosten aufbringen können oder der dänische Reichsrat und das Volk hierzu ihre Zustimmung geben. Dieses Land wird nämlich vom König liebevoll und weise und im Interesse des Volkes regiert. Für seine Sorge für die Untertanen und seine lange und kluge Regierung des Reiches verdiente es der damalige König wohl, dass das Volk seinem ältesten Sohn huldigte, den er durch Vorschriften und durch sein eigenes Beispiel ebenfalls die Liebe zur Nation gelehrt hatte; und deshalb hatte das Volk sozusagen in die Kosten für sein Beilager eingewilligt.

1659

Die Polen kommen! 1659

Ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte Dänemarks waren die Karl Gustav-Kriege (1657-58 und 1658-60), in dessen Verlauf sich nach dem phantastischen Feldzug der Schweden über die zugefrorenen dänischen Sunde das Gleichgewicht zwischen den beiden Mächten Dänemark und Schweden zugunsten Schwedens verschob. Einen Alliierten hatte Dänemark in Polen, das ein Regiment hinauf nach Jütland sandte, für die einfache Bevölkerung sicher mehr zum Schaden als zum Nutzen, auch wenn die Schweden aus Jütland vertrieben wurden. Einer der Offiziere dieses polnischen Regiments war Jan Pasek, der außer Muskete und Degen auch die Schreibfeder zu führen verstand. Er war ein brutaler Kerl, 1636 geboren, dessen ganzes Leben bis 1701 aus Schlägereien und Streitigkeiten bestand. Aber schreiben konnte er! Und er beschrieb in lebendigen Worten diesen merkwürdigen Menschenschlag der Dänen, die er heimsuchte. Durch den Krieg und den harten Winter 1657-58 kam es zu einer ungeheuren Hungersnot im Lande, eine Tatsache, die Jan Pasek kaum bemerkt zu haben scheint. Er hatte nämlich seine ganz eigene Methode, Essen zu beschaffen.

Aus: "Polakkerne i Danmark 1659" efter Jan Paseks erindringer (Die Polen in Dänemark 1659, nach den Erinnerungen von Jan Pasek). Hrsg. von Stanislaw Rosznecki. Verlag Gyldendal, Kopenhagen 1896. S. 29-35.

Danach marschierte das Heer nach Nybøl [Niebüll] und von dort nach Åbenrå [Apenrade]. Wir schlugen unser Winterquartier in Haderslev [Hadersleben] auf, wo der Wojewode [General] sich mit unserem einzigen königlichen Regiment und einem Dragonerregiment einquartierte, während die anderen Abteilungen in Kolding, Horsens und anderen Dörfern und Städtchen Quartier bezogen.

Den Winter hindurch unternahmen unsere Patrouillen Streifzüge durch die Dörfer ringsum und nahmen Rache für die unseren Leuten zugefügten Verunglimpfungen. Ich könnte lang und breit darüber schreiben, was unsere Patrouillen der Bevölkerung antaten, da ihnen die Gewalttaten, die sie in ihrer Heimat erlitten hatten, noch in frischer Erinnerung waren. Von ihren Streifzügen brachten sie Proviant aller Art und in großen Mengen mit, sowohl Hornvieh als auch Schafe, so dass man schon für einen Reichstaler und zwei dänische Mark einen guten Ochsen kaufen konnte. Wir bekamen auch eine Menge Honig, denn auf den Feldern im Umkreis gab es auf weiten Flächen Bienenvölker, und überall hausten die Bienen in Strohkisten, und nicht in Bienenstöcken. Es gab genügend Fisch aller Art und Brot in Mengen, aber der Wein war schlecht. Der Persimen [ein Malaga-Wein] und der Met dagegen waren gut.

Die Bevölkerung ist von ansprechendem Äußeren. Die Frauen sind hübsch und haben außerordentlich helles Haar. Sie kleiden sich hübsch, tragen aber sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt Holzschuhe. Wenn sie in einem Städtchen über das Pflaster spazieren, machen sie einen solchen Lärm, dass die eine nicht ein Wort der anderen versteht. Damen aus den höheren Ständen dagegen tragen Schuhe wie die polnischen Frauen. In ihrer Leidenschaft sind sie indes nicht so zurückhaltend wie diese, denn auch wenn sie anfangs eine außerordentliche Schüchternheit an den Tag legen, so verlieben sie sich doch, sobald man nur bei ihnen gesessen und ein paar Worte mit ihnen gewechselt hat; und zwar so heftig und leidenschaftlich, dass sie es nicht verbergen können. Sie sind imstande, Vater, Mutter und Mitgift ohne weiteres im Stich zu lassen und dem, in den sie sich verliebt haben, bis ans Ende der Welt zu folgen.

Die Bettstellen sind in die Wand eingelassen, wie ein Schrank, und oben drauf werden Unmengen von Federbetten gehäuft. Sie schlafen nackt, wie ihre Mutter sie zur Welt gebracht hat, und empfinden keine



...Zum Schluss ziehen sie auch das Hemd aus und hängen alles zusammen an Haken auf, und erst dann, wenn sie splitternackt sind, verschließen sie die Tür, löschen das Licht und begeben sich in den Schrank zum Schlafen...

Scham dabei, sich in Gegenwart anderer an- und auszuziehen, und sie genieren sich nicht einmal vor einem Fremden, sondern entledigen sich sämtlicher Kleidung bei Licht. Zum Schluss ziehen sie auch das Hemd aus und hängen alles zusammen an Haken auf, und erst dann, wenn sie splitternackt sind, verschließen sie die Tür, löschen das Licht und begeben sich in den Schrank zum Schlafen. Als wir ihnen sagten, dass so etwas widerlich wäre, und dass bei uns eine Frau dies nicht einmal in Anwesenheit ihres Mannes tun würde, erklärten sie, dass sie dabei überhaupt keine Scham empfinden würden, und dass es völliger Unsinn wäre, sich seiner eigenen Glieder zu schämen, die ja der Herrgott erschaffen habe. Im gleichen Sinne bemerkten sie, dass das Hemd und die übrigen Kleidungsstücke schon genügend in Anspruch genommen und einen tagsüber schützen würden und deshalb wenigstens nachts geschont werden sollten; und außerdem hätte es anderenfalls lediglich zur Folge, dass man Flöhe und anderes Ungeziefer mit ins Bett nehmen, von ihnen gebissen und dadurch in seiner verdienten Nachtruhe gestört würde. Unsere Leuten stellten alle möglichen Schelmenstreiche an, ohne jedoch die Grenzen des Anstands zu verletzen.

Die Lebensweise der Einheimischen ist sehr drollig, denn sie kennen kaum warme Mahlzeiten; stattdessen kochen sie für eine ganze Woche im Voraus unterschiedliche Gerichte, die sie dann in kaltem Zustand und in kleinen Portionen verzehren. Ja, selbst beim Getreidedreschen (und in Dänemark führt jede Frau den Dreschflegel genauso tüchtig wie ein Bauernknecht) setzten sie sich, etwa jedes Mal, nachdem sie eine Garbe gedroschen haben, in das Stroh, holen Brot hervor und Butter, die stets in einem Krug bereit steht, schmieren und essen, worauf sie wieder aufstehen und weiterarbeiten. Dies tun sie in einem fort und dabei essen sie jedes Mal einen Bissen. Wenn sie einen Ochsen, ein Schwein oder einen Hammel schlachten, verschwenden sie nicht den geringsten Tropfen Blut, sondern schütten dieses in einen Bottich, in den sie Gerstengraupen oder Buchweizen dazu tun. Damit stopfen sie die Därme des geschlachteten Tieres, kochen sie zuhauf in einem Kessel, legen sie dann wie einen Kranz um den Kopf des Tieres und servieren das Ganze auf einer großen Platte. Sie setzen diese Därme dann jeden Mittag bei Tisch vor und verzehren sie als großen Leckerbissen. Ja, sogar in adligen Häusern benehmen sie sich so; ich wurde damit regelrecht traktiert, bis ich Ekel emp-

fand und letztlich erklärte, dass es sich für einen Polen nicht schickte, so etwas zu essen, denn die Folge wäre, dass wir uns mit den Hunden anlegen würden, weil das ja eigentlich deren Futter wäre.

Mit Ausnahme der vornehmen Herren hat niemand einen Ofen im Hause, da für jeden Ofen eine hohe Abgabe an den König zu entrichten ist, wie es heißt 100 Reichstaler jährlich. Dafür haben sie sehr geräumige Kamine, an denen so viele Lehnstühle stehen wie Personen im Haus sind. Diese setzen sich dann dorthin und wärmen sich; oder es gibt zur besseren Beheizung des Zimmers in der Mitte der Stube eine Vertiefung im Boden, wie ein Trog, die man mit Kohlen füllt; dann pustet man in das eine Ende, bis die Kohlen zu brennen beginnen und Wärme verbreiten.

Die Kirchen, in denen einst katholische Gottesdienste abgehalten wurden, sind sehr schön, ja schöner als die unserer Calvinisten bei uns zuhause in Polen, denn in diesen hier gibt es Altäre und Bilder. Wir wohnten auch den Predigten bei, da sich die Priester besonders unseretwegen auf lateinisch vorbereiteten und uns zu ihren „praedicta“, wie sie es nannten, einluden. Sie predigten sehr vorsichtig, um nicht das Geringste gegen unseren Glauben zu sagen, so dass man fast behaupten konnte, es wäre ein katholischer Priester, der hier predigen würde. Sie lobten sich auch dafür und sagten: „Wir glauben an das Gleiche wie Ihr, und Ihr bezeichnet uns grundlos als Abtrünnige.“ Aber gewöhnlich schimpfte unser Pater Pickarski, wenn wir hin gingen, auch wenn die meisten wohl vor allem kamen, um sich anzusehen, wie die hübschen Mädchen sich benahmen. Der Gottesdienst geht folgendermaßen vor sich: Die Männer bedecken die Augen mit ihren Hüten, die Frauen mit ihren Kopftüchern, worauf sie sich tief verneigen. Besonders in dieser Situation stahlen unsere Leute ihnen die Kopftücher, Gesangsbücher usw. Einmal bemerkte der Priester das und brach in so schallendes Gelächter aus, dass er seine Predigt nicht beenden konnte, und auch wir anderen mussten bei dem Anblick lachen. Die Lutheraner stutzten, als sie sahen, dass wir lachten und der Priester mit uns.

1692

Eine berühmte Beschreibung Dänemarks, 1692

Robert Molesworth (1656-1725), ein wohlhabender Engländer mit klassischer Bildung, besaß große Güter in Irland. Als Wilhelm von Oranien im Jahr 1688 in England landete und Jakob II. vom Thron stieß, stand Molesworth auf der Seite des neuen Königs und erhielt dafür die ehrenvolle Ernennung zum englischen Gesandten in der Doppelmonarchie Dänemark-Norwegen.

Aber der neue Gesandte am dänischen Hof erwies sich nicht gerade als Glücksgriff. Er überwarf sich mit den Gesandten anderer Länder in Kopenhagen und verärgerte auch den dänischen Hofmarschall, was schließlich dazu führte, dass Molesworth in Ungnade fiel und auf Wunsch des dänischen Königs Christian V. nach Hause zurück berufen wurde.

Molesworth hatte jedoch genügend Stoff für eine systematische Beschreibung Dänemarks gesammelt, die er, voller Hass auf das Land, 1694 anonym in London veröffentlichte – „An Account of Denmark as it was in the Year 1692“ (Ein Bericht über Dänemark, wie es 1692 war). Zu seiner eigenen Überraschung wurde das Buch in London ein Verkaufsschlager, erschien noch im selben Jahr in vier weiteren Auflagen und wurde ein Jahr später auch ins Französische übersetzt.

Molesworth' sehr ehrverletzende Hypothese lautete, dass die Ursachen für die elenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Dänemark im Jahre 1692 in der Einführung des Absolutismus (1660-61) zu finden seien.

Aus: Robert Molesworth: "En beskrivelse af Danmark som det var i året 1692" (Eine Beschreibung Dänemarks, wie es im Jahr 1692 war). Mit einem Nachwort von Erik Kjersgaard. Wormianum, 1976. S. 61-72. [Nach der dänischen Übersetzung von Svend Lyndrup.]

Lebensumstände, Bräuche und Gesinnung des Volkes

Sowohl Stellung als auch Sitten und Gesinnung des Volkes sind von der Regierungsform abhängig, und deshalb kann man sich die jetzigen erbärmlichen Zustände leicht vorstellen, jedenfalls aus der Sicht eines Engländer, der als Fremder vielleicht einen klareren Blick dafür hat. Mit der Sklaverei verhält es sich nämlich wie mit einer kranken Konstitution: Sie wird mit der Zeit zur Gewohnheit und wird nicht mehr als Belastung oder Krankheit empfunden. Dies führt zu Abgestumpftheit und leerer Verzweiflung ohne Hoffnung oder Furcht. Und während durch Freiheit Ambitionen, Wetteifer und Herausforderung ausgelöst werden, gilt das Gegenteil für das abgestumpfte Gefallen der Sklaverei an der Gleichgültigkeit selbst.

Vor der Verfassungsänderung lebte der Adel in Wohlstand und Überfluss. Er besaß große, prächtige Landsitze und legte eine ungewöhnliche Gastfreundlichkeit an den Tag, weil man es sich leisten konnte. Man wohnte meist zu Hause und gab seine Mittel für Nachbarn und Pächter aus, die die Adligen als kleine Fürsten ansahen. Auf den jährlichen Ständeversammlungen begegneten sie dem König mit Gefolgen, die dem sehnigen in fast nichts nachstanden, sie aßen und tranken zusammen und hatten entscheidenden Einfluss auf Staatsangelegenheiten, weil das einfache Volk von ihnen abhängig war. Wie schon erwähnt, führte die übertriebene Machtfülle bei den Adligen zur Arroganz, was der wesentlichste Grund für ihren Fall und für den Verlust der Freiheit des Landes war. Jetzt sind sie tief gesunken, ihre Zahl wird Tag für Tag kleiner und sie verlieren Tag für Tag an Ansehen. Ihre Güter können kaum die Steuern aufbringen, und um selbst leben zu können, saugen sie ihre armen Pächter aus. Ja, einige gut angeschriebene Herren, die früher große Güter besaßen, haben versichert, sie hätten dem König, anstatt Steuern zu zahlen, weitläufige Besitzungen auf der Insel Seeland angeboten, allerdings vergebens. Es zeigte sich, dass die Güter dieser Herren andernorts, die keine Steuern auf die vollen Erträge entrichten mussten, für alle anderen Besitzungen unter dem gleichen Eigentümer steuerpflichtig waren, auch wenn das einzelne Landgut die Steuerleistungen also nicht aufzubringen in der Lage war. Einige haben dann auch mit einer gewissen Schadenfreude erklärt, dass der König so „gnädig“ gewesen sei, ihnen ihre Güter wegzunehmen.

Aus diesem und aus anderen Gründen sind viele alte Familien zugrunde gerichtet worden. Ihre einst prächtigen Schlösser verfallen, sie selbst müssen ganz spartanisch leben und in einem abseits gelegenen Schlossflügel wohnen, es sei denn, sie hatten das Glück, ein ziviles oder militärisches Amt bei Hofe zu bekommen, was der größte Ehrgeiz aller ist. Sie und ihre Familien müssen ja leben und sich entweder eine solche sichere, wenn auch bescheidene Einnahmequelle verschaffen oder ihren Pächtern Zwangsleistungen und unrechtmäßige Forderungen auferlegen. Es gibt nur wenige zivile Ämter, die zudem wenig einbringen, wie dies in den armen Ländern, in denen das Heer die Macht hat, der Fall ist. Die meisten ertragen die Armut daheim geduldig, wo Geist und Besitz schnell so tief sinken, dass sie weder an der Konversation noch an der Kleidung als Adlige zu erkennen sind.

Früher waren Reichtum und Tapferkeit allein Merkmale des Adels, und niemand erhielt einen Rang oder ein verbrieftes Recht als königlichen Gunstbeweis. In den späteren Jahren jedoch erhielten einige Günstlinge als Ersatz für den Reichtum den Baron- oder Grafentitel, allerdings keine höheren Titel. Sie haben in keiner Weise die gleichen Privilegien gegenüber dem einfachen Volk wie unsere Lords, sondern lediglich gewisse, recht unbedeutende und vage Vorrechte. Ihre Zahl übersteigt kaum 15 bis 20. Sie leben am besten, müssen aber ständig bei Hofe ihre Aufwartung machen (wenn die Privilegien aufrechterhalten werden sollen). Aber das gilt im Übrigen für alle, die Mittel brauchen, um davon zu leben.

Nur Adligen mit Titel ist es erlaubt, Testamente zu verfassen und somit der gesetzlichen Bestimmung über die Verringerung des Besitzes zu entgehen. Damit jedoch das Testament gültig wird, ist vor dem Tod des Erblassers die Unterschrift des Königs erforderlich.

Unnötig eigentlich zu erwähnen, dass es keinen Handel mit Grund und Boden gibt. Wenn Grundbesitz eine Belastung darstellt, wollen nur wenige kaufen. Von meinem ganzen Aufenthalt her kann ich mich auch nicht entsinnen, dass irgendein Gut für bares Geld verkauft worden wäre, ausgenommen einige Güter, die die Königin für 16.000 Kronen gekauft hat, die allerdings vor 30 Jahren noch auf 60.000 geschätzt worden waren. Ja, es gab einige, die als Gegenleistung für ein Darlehen an die Krone zu Grundbesitz kamen. Ich kenne die Namen von zwei von ihnen, Herr

Texera, ein reicher Jude in Hamburg, und Herr Marseille, Holländer und früherer Kopenhagener Kaufmann. Für ihr Guthaben von einigen hunderttausend Kronen hatten sie die Wahl zwischen Grundbesitz und Nichts. Aber (so habe ich gehört) der Ertrag der großen, fruchtbaren Besitzungen war aufgrund der Steuern so gering, dass sie sich gern mit einem Fünftel begnügt hätten.

Sollte es doch vorkommen, dass man einen Käufer für sein Gut aufreibt, fällt ein Drittel der Kaufsumme dem König zu. Daher würden die meisten Grundbesitzer bei erstbestener Gelegenheit wahrscheinlich das Land verlassen, wenn es für den Verkauf nicht so strenge Vorschriften geben würde.

Wie in Frankreich möchte der König auch hier über alle bedeutenden männlichen und weiblichen Erben verfügen können, nicht weil es dazu irgendein Gesetz gäbe, sondern weil es schwer wiegt, bei Hofe in Ungnade zu fallen.

Militärische Ämter sind beim ursprünglichen Adel besonders gefragt, fast genau so sehr wie zivile Ämter. Und die Ursache hierfür ist, genau wie seiner Zeit für Rabbiner, einzig und allein, sich sein täglich Brot zu verdienen. Gemäß der speziellen Methode des französischen Königs kann man sich nämlich ganz einfach Soldaten beschaffen (sofern sich nur genügend Männer in einem Königreich finden). Man muss lediglich den Adel arm machen, den Handel unvorteilhaft oder unehrenhaft, und bedenken, dass sich Personen von Stand einen gewissen Lebensstandard wünschen und dass eine Hälfte der Nation, indem sie sich der Knechtschaft unterwirft, mithelfen wird, die andere Hälfte in Ketten zu legen.

Aber in Dänemark werden Ausländer bevorzugt, und sie werden auch öfter befördert, sei es, dass der Hof gegenüber Fremden, denen er selbst zum Aufstieg verholfen hat, größeres Zutrauen hat als zu den Nachkommen derer, die er ruiniert hat, oder weil er meint, dass Fähigkeiten und Mut genauso wie Besitz und Freiheit (genau wie bei gewöhnlichen Leuten) weniger geworden sind, oder was weiß ich. Sicher ist, dass zu allen zivilen und militärischen Ämtern Ausländer den Dänen und Bürgerliche den Adligen vorgezogen werden. Daher sind etliche der höchsten und einträglichsten Ämter mit früheren Beamten und dergleichen besetzt. Sie sind die besten Handlanger des Absolutismus und stehen deshalb in sehr hoher Gunst, was sogar besonders vorteilhaft ist. Wenn nämlich diese

Beamten, falls sie sich durch Bestechungen und Ausbeutung bereichert haben, dafür angeklagt werden, kann die Regierung ihnen die gesamte Schuld für die eigene Unterdrückung zuschieben, ohne adlige Freunde und Verwandte zu verärgern. [...]

Am häufigsten verbreitet sind Apoplexie und Fallsucht [Epilepsie]. Man kann sich kaum durch Kopenhagen bewegen, ohne einem oder zwei dieser armen Kerle zu begegnen, die sich, mit Schaum vor dem Mund, zwischen Zuschauern und hilfsbereiten Leuten am Boden wälzen. Die Ursache hierfür ist mir nicht bekannt, es sei denn, es liegt an der schlechten Ernährung des einfachen Volkes, die überwiegend aus Salzfleisch, Stockfisch und Ähnlichem besteht.

Apoplexie bei Bessergestellten rührt oft von übermäßigem Trinken oder Verdross her. Die übliche Todesursache aufgrund von Apoplexie ist ein Schlaganfall. Dagegen leiden nur ganz Wenige unter Husten, Katarrh, Schwindsucht oder anderen Lungenkrankheiten, so dass die Priester selbst im Winter in vollen Kirchen predigen können, ohne dabei von der Husterei der Leute gestört zu werden. Dass es nur so wenige Lungenkrankheiten gibt, liegt, glaube ich (im Gegensatz zur Meinung des begabten Sir William Petty), an der guten und sauberen Beheizung der Wohnungen (mit Buchenscheiten), so wie andererseits unsere ungesunde Kohlenfeuerung genau das Gegenteil bewirkt. Aber unter allen anderen Aspekten sind unsere Lage und unser Klima hier vorzuziehen.

Auf den Tischen der Bessergestellten häufen sich die Speisen, auch wenn ich keine besonderen Speisen oder Getränke hervorheben kann. Das Fleisch ist mager und schmeckt (Rind- und Kalbfleisch ausgenommen) schlecht, insbesondere Hausgeflügel, denn nur zwei oder drei verfügen über Kenntnisse des Mästens, die sie von einem englischen Geflügelhändler gelernt haben, der sich kürzlich in Kopenhagen niedergelassen hat. Hammelfleisch ist knapp und selten sonderlich gut, die Wildenten sind kaum genießbar, Regenpfeifer überhaupt nicht. Wildfasane, Waldschnepfen, Kaninchen und Damwild sieht man nicht, und die Rothirsche gehören ja dem König und sind für kein Geld der Welt aufzutreiben. Die Hasen sind gut, und ihr Fleisch ist ausgezeichnet. Hier und da wird auf dem Markt ein Hirsch oder ein kleiner Rehbock angeboten, aber diese sind in der Regel mager. Es gibt wenig Seefische, und die sind nicht gut, im Gegensatz zu den Süßwasserfischen, insbesondere

Karpfen, Barsche und Krebse, die man überall fangen kann. Man kann hier so weit im Norden natürlich kein besonderes Obst erwarten, aber der besonders an Gärten interessierte Adel hat früh im Jahr ausgezeichnete Melonen, Trauben, Pfirsiche und alle Sorten von Salaten vorzuweisen. Die Butter schmeckt gut, aber der Käse taugt nicht. Alles in allem würde ein Engländer an ihrer Küche kein Vergnügen haben.

Sie sind sehr trunksüchtig. Personen von Stand trinken Rheinwein, Cherry Brandy und alle Arten französischer Weine. Die Männer mögen es, und das schöne Geschlecht zeigt sich dabei auch nicht gerade zurückhaltend. Sofern einfache Leute es sich leisten können, trinken sie schlechtes Bier oder dänischen Branntwein, der aus Gerste hergestellt wird.

Die Herren und Offiziere kleiden sich gut, nach französischer Mode, während die Winterkleidung der Damen dänisch, kleidsam und bequem ist. Bürger, Bauern und Bedienstete sind adrett und reinlich. Sie wechseln oft ihre Unterwäsche, die billig ist, weil die Frauen selbst in ihrer Freizeit am Spinnrad sitzen. Auf ihre Weise sind sie alle eitel, denn Stolz und Armut gehen ja Hand in Hand.

Eine Ehevertrag wird in der Regel 3 bis 4 Jahre vor der offiziellen Hochzeit geschlossen, auch wenn das junge Paar oft bereits nähere Bekanntschaft gestiftet hat, bevor die Formalitäten geregelt sind. Der Adel gibt seinen Töchtern eine Mitgift, während Bürger und Bauern je nach Vermögen Kleidung und Hausrat schenken und ein großes Hochzeitsfest ausrichten, aber darüber hinaus nichts weiter.

Der Adel legt viel Wert auf prächtige Begräbnisse und Grabdenkmäler; dabei ist es üblich, die Leiche einer Person von Rang, bevor sich eine passende Gelegenheit für eine Begräbniszeremonie ergibt, in einer Gruft oder in einem Kirchenchor aufzubahren. Die einfachen Leute werden in großen, schweren Särgen bestattet, und in den Städten hat jede Kirchengemeinde ein halbes Dutzend Leichenträger, die bei Begräbnissen assistieren.

Das einfache Volk ist nicht besonders tatkräftig und alles andere als kriegerisch, so wie in alten Zeiten. Schlimm ist es, Leute betrügen zu wollen und andere desgleichen zu verdächtigen. Von eingefleischten Gewohnheiten weicht man nur ungern ab, und auch bei einem bis dahin unbekanntem Handel sagt man zu einem guten Gewinn eher Nein, da man dem Käufer von vornherein misstraut und zuerst herausfinden möchte, wo der Hund begraben liegt. [...]

Sie taugen nicht dazu, ausländische Erfindungen zu übernehmen oder selbst etwas zu erfinden, und ich glaube nicht, dass sich seit den Zeiten des berühmten Tycho Brahe überhaupt jemand an so etwas versucht hat. Es werden sozusagen nur religiöse Bücher geschrieben, und während meines ganzen dreijährigen Aufenthalts ist nicht einmal ein Lied oder eine Melodie entstanden. Seit der fatalen Feuersbrunst vor vier Jahren, als Hunderte von Menschen in der alten Oper im Feuer umkamen, sind lustige Feste selten geworden. Sie halten sich jetzt an Gänserennen am weißen Dienstag [der Dienstag vor der Fastenzeit, an dem man traditionell Milchspeisen mit Klößen aß] und im Winter an Schlittenfahrten in warmer, wollener Kleidung oder in Pelzen, ein bei Hofe wie auch beim Volk sehr beliebtes Vergnügen. Vielleicht ist die Bemerkung ein wenig delikatsch, aber es gilt als unschicklich, die Schlittensaison schon vor dem König und dem Hof zu eröffnen, wie es auch dem König zusteht, als Erster eine neue Brücke zu überqueren, und wie auch alle Uhren in Kopenhagen nach der des Hofes gestellt werden.

Für Fremde ist es nicht leicht, in geeigneter Form Kost und Logis zu finden, und selbst in Kopenhagen gibt es nur wenige Möglichkeiten, sich privat einzuquartieren. In den Wirtshäusern muss man Essen und Trinken in der Schankstube zu sich nehmen, wo jeder kommen und sich an den Nachbartisch setzen kann, es sei denn, man äußert Extrawünsche.

Die Sprache ist schrecklich und in ihrem pfeifenden, jammernden Tonfall dem Irischen nicht ganz unähnlich. Der König, der gesamte Adel und viele Bürger sprechen untereinander deutsch und mit den Ausländern französisch. Ich habe etliche hohe Beamte damit prahlen gehört, dass sie kein Dänisch beherrschen würden. Sehr viele einsilbige Wörter finden sich im Englischen wieder und stammen zweifellos aus der Zeit, als die Dänen in unserem Land herrschten.

1788

Ein Weltbürger zu Besuch in Dänemark, 1788

Francisco de Miranda (1750-1816) war einer der herausragendsten Weltbürger des 18. Jahrhunderts. Mit seiner angeborenen Schönheit, seinem Charme und seiner ungewöhnlichen Begabung kam er als höchst respektierter Diplomat und General durch die ganze Welt. Sein ganzes Leben lang schwamm dieser Mann aus Venezuela auf einer Welle des Erfolgs, bis sein Versuch, sein Heimatland 1816 von den Spaniern zu befreien, zu seinem tragischen Tod in einem Kerker von Caracas führte.

Aus St. Petersburg anreisend, wo er ein Günstling der Zarin Katharina der Großen von Russland gewesen war, die ihm bei seiner Abreise eine lebenslange Leibrente gewährt hatte, kam Miranda um die Weihnachtszeit des Jahres 1787 in Kopenhagen an. Hier wohnte er bei dem russischen Gesandten Krüdener, der ihn sofort bei den reichsten und einflussreichsten Politikern und deren Familien einführte, Finanzminister Ernst Schimmelmann und Außenminister A.P. Bernstorff, bei dem er ein Freund der Familie wurde.

Mit einzigartiger Akribie besichtigte er alle Erscheinungsformen des Kopenhagener Kulturlebens und hielt seine Eindrücke in seinen glänzend geschriebenen Tagebüchern fest. Im Vergleich zum Hofe in St. Petersburg musste sich Dänemark in seinen Augen natürlich weitaus bescheidener ausnehmen, aber dennoch bewies Miranda einen klaren Blick für dänische Eigenarten.

Aus: "Miranda i Danmark" (Miranda in Dänemark), von Haavard Rostrup. Verlag Rhodos, Kopenhagen 1985. S. 64-69 u. 146-151.

28. Dezember 1787

Ich ging aus, um einen Spaziergang durch die Stadt, über den Markt etc. zu machen, aber es ist immer noch unerträglich feucht und neblig. Ich war in der Börse, wo nur einige wenige Juden anwesend waren. Dann ging ich wieder nach Hause und aß in meinem Zimmer zu Mittag, weil Monsieur und Madame Krüdener zum Essen bei Graf Moltke eingeladen sind, der heute eine Mittagsgesellschaft gibt.

Um sechs Uhr ging ich ins Theater; zusammen mit dem Juden und meinem Diener bekamen wir zum Preis von drei Mark für jeden einen Platz auf der Galerie. Unten im Saal kostet ein Sitzplatz zwei Reichstaler und ein Stehplatz zwei Mark. Das Theater ist recht klein, aber der Raum ist nicht übel. Sie spielten eine dänische Komödie, die einzige Art von Vorstellungen, die sie hier aufführen. Die Schauspieler waren schlecht, das Orchester aber war ausgezeichnet und groß, so dass es weit besser wäre, man würde die ganze Vorstellung hindurch ein Konzert geben. Aber was meine Aufmerksamkeit erregte und mich die ganze Zeit über in Bann zog, war die königliche Familie, die ebenfalls anwesend war. Der König, in Gardeuniform, wie der Kronprinz und Prinz Frederik, sowie die Kronprinzessin von Augustenborg, die Schwester des Kronprinzen, ein sehr reizendes Mädchen.

Der König sieht sehr jung aus, eher als ob er der Bruder und nicht der Vater seiner Kinder wäre. Aber was für ein trauriger Anblick: zu sehen, wie er die ganze Zeit Grimassen schneidet und mit den Augen rollt; es ist deutlich, dass er nicht alle beisammen hat. Am Ende jedes Akts steht er auf, geht hin und her und sieht die Umstehenden an, und wenn er sie anspricht, beachten sie ihn nicht. Wenn das Stück weitergeht, nimmt er wieder Platz; ach, was für ein Spiegel für eine Nation, dessen Oberhaupt sich in einem solchen Zustand befindet! Und wenn man bedenkt, dass er mit seinen Befehlen an der Spitze des gesamten Prozesses gegen Königin Caroline Mathilde, Struensee etc. stand! Alles in allem war ich mit meinen Observationen an diesem Abend sehr zufrieden. Die Vorstellung war kurz nach neun Uhr zu Ende, und ich ging mit meinem Asmodaeus hinaus, um mir ein wenig die Bordells anzuschauen, wo jedoch nicht mehr viel los war; aber in ganzen Straßenzügen, wie in Livorno, standen Frauen und junge Mädchen in den Türen und sprachen uns an ... Wir gingen zu einer hinein; sie war sehr zurückhaltend und erklärte, ich könne um zehn Uhr wiederkommen; in der Zwischenzeit gingen wir in eine



...Danach gingen wir wieder zu dem Mädchen, das wohl um die 18 Jahre alt und eine absolute Anfängerin ist. Ich schlief bei ihr die ganze Nacht, konnte es aber nicht mehr als zwei Mal mit ihr treiben...

Billard- und Weinstube ganz in der Nähe, die, wie die Leute sagen, die beste in Kopenhagen sein soll. Sie heißt „Zum Kronprinzen“ – und ist in Wahrheit ein Schweinestall. Hier bekamen mein Asmodaeus und ich schnell und zu einem äußerst bescheidenen Preis (ein Escudo, glaube ich) eine leichte Abendmahlzeit serviert. Danach gingen wir wieder zu dem Mädchen, das wohl um die 18 Jahre alt und eine absolute Anfängerin ist. Ich schlief bei ihr die ganze Nacht, konnte es aber nicht mehr als zwei Mal mit ihr treiben. [...]

30. Dezember 1787

Der Baron und ich gingen zeitig von zuhause los, um die Akademie der Schönen Künste zu besichtigen, die sich in Charlottenborg – einem ganz guten Gebäude – am Kongens Nytorv befindet. Wir sahen uns einige der Säle genauer an und sondierten, was die jungen Menschen im Rahmen ihres Studiums der Architektur, Bildhauerei und Malerei schaffen und mit was sie sich beschäftigen. Wir besuchten eine Klasse für das Studium des menschlichen Körpers und auch eine ziemlich bescheidene Sammlung entstellter und erbärmlicher Gipsabgüsse der schönen antiken Skulpturen in Italien. Kurz gesagt, hier gibt es nichts, was Geschmack oder Interesse für diese Dinge verrät. Darüber hinaus herrschte dort eine so große Kälte, dass wir uns schnell wieder entfernten. Soweit wir erfahren, gibt es dort neun Professoren und vier Lehrer, die mehr als 400 Studenten kostenlos unterrichten.

Von hier aus fuhren wir zu den königlichen Ställen, die sich in zwei krummen Flügeln befinden, die mit dem Schloss [Christiansborg] verbunden sind, ein prachtvoller Bau mit guten Proportionen und mit Säulen aus norwegischem Marmor verziert; es ist das vielleicht beste Gebäude seiner Art in ganz Europa. Hier sahen wir einige sehr schöne Pferde, insbesondere dänischer Rasse, die sich von der arabischen, spanischen, englischen etc. völlig unterscheidet. Ich glaube, dass das Pferd, das als Wagenpferd eingesetzt wurde, das schönste von allen war. Eigentümlicherweise konnte ich unter all den Stallknechten des Hofes, die diese Pferde versorgen, nicht einen einzigen finden, der uns sagen konnte, welches das beste und schönste von allen im Stall war – „Oh, die sind alle gut!“. Da war nicht einer unter ihnen, der es wusste. Was für ein Nonsens! Sie sagten, es gäbe 500 Pferde in den Ställen. [...]

31. Januar 1788

Ich bat Elliot, mir seinen Domino [langer Umhang mit Kapuze] zu leihen, denn in den letzten drei Tagen war kein einziger aufzutreiben gewesen, nicht einmal für Geld in den Geschäften. Er hat mir einen weißen geschickt, was hier als vornehmste Farbe gilt, und die ich auch selbst am meisten schätze.

Um sieben Uhr begaben wir uns zu Madame Schimmelmänn. Wir bekamen eine Tasse Tee und gingen mit Madame Krüdenner zum Ball. Madame Schimmelmänn geht nicht dorthin. Um halb acht kamen wir an. Alle waren da, und der prachtvolle Rittersaal, wie er genannt wird [von Schloss Christiansborg], wimmelte von Masken in Dominos mit Chapeau bas [eine Art Hut]. Obwohl dieser Saal einer der größten in Europa ist (Länge: 128 Fuß – Breite: 62 Fuß – Höhe: 48 Fuß), konnte man sich kaum einen Weg durch die Menge bahnen, und es gelang uns nur mit Mühe, bis zu dem Vortänzer beim Kontertanz durchzukommen, wo sich auch die Mitglieder des Hofes aufhielten. Hier bekam ich zum ersten Mal die Königinwitwe zu sehen, die Schwester des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der ihr enorm ähnlich sieht. Auf sie bin ich nicht gut zu sprechen, nachdem ich gelesen habe, was mit Caroline Mathilde geschehen ist.

Der Kronprinz wünschte mich zu sprechen, wurde allerdings verlegen. Nicht so seine Schwester, die hübsche Prinzessin Louise Augusta, die mit viel Anmut und Unbefangenheit zu mir kam und mit mir sprach, während das Ballett noch in vollem Gange war. [...]

Dann kam Erbprinz Frederik, der sich ebenfalls sehr freundlich mit mir unterhielt. Er schien ein freundliches und gutes Gemüt zu haben. Auch gegen ihn hegte ich Groll – aufgrund des Prozesses gegen Caroline Mathilde, aber ich habe langsam den Verdacht, dass es vielleicht andere gab, deren Schuld daran größer war.

Zuletzt waren so viele Menschen in dem Saal (an die 2000 Personen, wie man mir sagte), dass man sich kaum noch bewegen konnte. Die Sache ist die, dass man mit solchen Festen nicht gerechnet hatte. Da alle auf gleicher Bodenhöhe stehen, kann man sich einander nicht sehen. Außerdem gibt es Spieltische, Glücksspiel, Stühle etc. Auch Kandelaber für die Kerzen, da es keine Kronleuchter gibt – alles ungemein hinderlich.

Die Galerie oder obere Attika, die über den Sims läuft, ist viel zu schmal, als dass die Leute aneinander vorbei kommen könnten; und es waren so viele Leute aus dem Bürgerstand dort, dass nicht einmal Platz für eine Stecknadel gewesen wäre. [...]

Wir betraten also den großen Saal, und Reventlow gab mir ein Billett für den Zutritt zum Souper am Haupttisch. Die Luft im Saal war so dick, dass man kaum atmen konnte – und richtig warm war es auch. Als sich dann gegen halb zwölf die königliche Familie erhob, um zum Souper zu gehen, freute mich dies gewaltig. – Die königlichen Herrschaften waren beim Essen unter sich und speisten an einem separaten Tisch, während wir uns an einen setzten, der für an die 70 Personen gedeckt war. Metz setzte sich neben mich, und ich unterhielt mich ein wenig mit ihm, da eine Dame der Familie Brown, die an meiner anderen Seite saß, sich kühler zeigte als das dänische Klima. – Das Souper war schlecht und kalt. Um halb eins war es zu Ende.

Als ich mich zurückzog, bemerkte ich, dass wir durch den Ratssaal kamen, wie sie ihn nennen, wo ein Thron stand. Und dann begann der Tanz von neuem. Über diesen in Dänemark so hoch gerühmten Saal möchte ich sagen, dass er im Großen und Ganzen gute Proportionen hat, die eine grandiose und angenehme Wirkung ausstrahlen; das Gleiche gilt für die schlicht bemalte Decke. Über die architektonischen Verzierungen des Saals aber kann ich nicht das Gleiche sagen, sie sind kitschig und entbehren jeglicher Schlichtheit und schöner Proportionen. Auch nicht über die historischen Gemälde dort von N.A. Abildgaard, dem Hofmaler des Königs.

1793

Ein Schweizer Prophet in Dänemark, 1793

Der Schweizer Johann Kaspar Lavater (1741-1801) war einer der großen religiösen und geistigen Propheten des 18. Jahrhunderts, bewundert und angebetet in ganz Europa wegen seiner Bücher und Predigten, berühmt auch für seine sogenannten physiognomischen Studien, mittels derer sich der menschliche Charakter angeblich an Gesichtszügen und Kopfform ablesen lässt.

Trotz seines von der Vernunft geprägten Glaubens interessierte sich Lavater auch sehr für Okkultismus, Geisterbeschwörung und Kontakt mit dem Jenseits durch Medien. Davon war auch ein Zirkel am dänischen Hof in einem Maße gefesselt, dass man sich um den Einfluss des Okkulten auf den christlichen Glauben zu sorgen begann. Man lud daher Lavater 1793 heimlich nach Dänemark ein, um die unheimlichen Vorgänge zu untersuchen, u.a. ein blinkendes, phosphorartiges Sternenlicht, mit dem der Zirkel nachts kommunizieren konnte.

Dänemark wurde damals von dem 23jährigen Kronprinzen Frederik, dem späteren Frederik VI. (1768-1839), regiert und einem engen Kreis von Ministern, die stark unter dem Einfluss deutscher Kultur standen. Der Gast aus der Schweiz führte ein Tagebuch, das als Rundschreiben an seine Freunde in Zürich gedacht war, und aus dem im folgenden zitiert wird.

Aus: "Lavaters hemmelighedsfulde Danmarksrejse" (Lavaters geheimnisvolle Dänemark-Reise). Einführung von Ingeborg Buhl. Hasselbalch, Kopenhagen 1969. S. 51-63. [Nach der dänischen Übersetzung von Ingeborg Buhl sowie unter Berücksichtigung der deutschsprachigen Ausgabe von Johann Kaspar Lavater: Reisetagebücher. Hrsg. v. Horst Weigelt. Teil II: Die Reise nach Kopenhagen 1793. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1997. S. 176ff.]

16. Juni, sieben Uhr abends, an Bord

In unserem Wagen an Bord des Schiffes auf dem Kleinen, dennoch groß scheinenden, obgleich mit Nebel umzogenen Belt. Das Schiff geht so sanft, dass ich ohne alle Mühe schreiben kann. Oh, könntet Ihr uns jetzt sehen, wie wir so harmlos beieinander sitzen und nun in unserer Ordnung zu dem VI. Kapitel Johannes [„Danach ging Jesus weg auf die andere Seite des Sees von Galiläa ...“ – später wandelt er auf dem Wasser.] fortschreiten.

In *Assens* abends 8 Uhr angelangt. Den Kleinen Belt hinter uns zurücklassend. Freilich wurden wir beim Lesen einige Male durch mächtige Wellen und den Anblick der schrägen Lage des Schiffes etwas unterbrochen. Innerhalb von 1 1/2 Stunden waren wir an Land. [...]

Nyborg, 17. Juni

Morgen spät abend, so Gott will, sind wir in Kopenhagen. Wir haben, sagt man, guten Wind. Nun in Gottes Namen. Das Safranbündel [Safran als Mittel gegen Seekrankheit] ist parat. Es saust im Posthaus, und draußen noch wohl etwas mehr. [...]

Also nun wirklich auf dem Großen Belt, also zwei Segel nun aufgezo-gen. Der Wind saust und braust. Wir sitzen im Wagen, von dem die Räder abgenommen sind. [...] Man zieht das dritte Segel auf. Noch sehen wir Land zu beiden Seiten. [...] (unterdes wir den Safrangeruch mit jedem Atemzug einatmen). Der Wald zur Linken tritt zurück, schwarz-dunkelblau ist das Meer, die weißen Wellen sehr bescheiden; das Schiff geht sehr sanft, so dass ich ohne Hindernis schreiben kann. [...]

Gottlob – an Land! [...] Einige sehr schauerliche Momente, besonders da sich das Schiff wandte [...]; besonders aber eine halbe Stunde waren die Wellen schon groß und das Schiff fuhr so schief, dass es gut war, daß wir im Wagen saßen, um die schiefe Lage weniger zu sehen. [...]

Korsör, 18. Juni, vor 4 Uhr

Wir wollten um halb 4 im Wagen sitzen, und noch regt sich kein Mensch. Ich irre im Posthaus hin und her, hinauf und hinab, rufe rechts und links, und kein Ohr hört mich. [...] Laut rauscht das Meer [...], und kühl durchdringt der Wind unser niedriges Gemach. Wir sind völlig reisefertig, und noch regt sich kein Bein, und wir haben doch 18 Stunden im Wagen zu reisen. Also übe dich in christlicher Geduld, Hanns Kaspar,

und ruf erst nach Kaffee und Pferden, wenn dies Seitchen herunter geschrieben ist. [...]

Der Gang durchs Haus auf und ab ist wieder absolviert, [...] und keine Stimme antwortet, und wir müssen unsere Uhr der Geduld wieder frisch aufziehen und der Ungeduld die Tür wieder vor der Nase zuschließen [...] Nun endlich Schritte! – bald also der Kaffee! [...] Nun will ich meine Gedanken recht sammeln auf Kopenhagen und Gott bitten: „Gib mir Weisheit zu sehen und Weisheit zu prüfen, was ich prüfen soll. Lass [...] meinen Aufenthalt dort nicht vergeblich sein!“

So sehr durchaus allenthalben Gutes vom Kronprinzen gesprochen wird, alle Bilder, die ich von ihm sah, sind doch so, dass ich den Finger auf den Mund legen muss. Denkt doch, er hat nur 1000 Reichstaler im Monat für alle seine Privatausgaben, Almosen und Geschenke. Sein Schwiegervater [Prinz Carl von Hessen-Cassel] versicherte, dass er, der Kronprinz, bei seiner, des Prinzen Karl, Abreise nicht mehr als einen Reichstaler 4 Schilling in der Kasse gehabt hatte [...]. Er *will* es so. [...] Wo findet man dergleichen? Er sei [...] persönlich so schüchtern, dass man das Gespräch mit ihm anfangen und fortsetzen müsse, und in Pflichtsachen so beherzt wie möglich!

Nun sollte doch wohl [...] angespannt sein, aber – noch erschallt kein Posthorn! Noch ist die Wirtin nicht erwacht, der man für einen Tee und einen kalten Braten, womit wir uns heute durchzubringen gedenken, wohl 4 Reichstaler wird bezahlen müssen. [...]

Bernstorff, 19. Juni, 6 Uhr morgens

Endlich gestern um 4 war die letzte Station nach *Bernstorff*, dem Gut des Grafen, das eine Meile von Kopenhagen liegt, angetreten. [...] Es regnete; wir lasen noch das Johannes Evangelium zu Ende und dann über die Hälfte der Briefe, die wir seit dem November 1791 aus Kopenhagen erhalten hatten. Ich war entweder ruhig oder träge. Doch erhob ich mein Herz so gut wie möglich.

Wir ließen Kopenhagen im Nebel und Regen liegen und langten endlich zwischen unendlichen Kornfeldern und sehr wenig dörflichen oder herrschaftlichen Häusern abends um 10 Uhr im stärksten Regen in Bernstorff vor dem Schloss an, wo wir noch nicht erwartet, aber sehr liebevoll aufgenommen wurden.

Das *ministerielle* Wesen des Grafen, der nachts um 10 Uhr unter den Seinigen allein noch mit Stern und Band, in rotem Gewand und blauer Atlasweste war, musste uns etwas auffallen. Er ist ein schöner Mann, dem man [...] die hohe Geburt eher als dem Prinzen Carl ansieht. Seine Frau ist [...] lieblich, anmutiger als ihre Schwester *Katharina* [...]. Zwei für ihr Alter sehr große Töchter und ein übergroßer Sohn von 12 Jahren saßen am Tisch. Wir aßen noch etwas Suppe und süße Rüben und lasen dann schnell nur das Briefchen von Mama vom 29. Mai mit vielen Entschuldigungen, denn die Höflichkeit verbietet es, angekommene Briefe vor *Höheren* zu lesen.

Man sprach von Klopstock und seiner *Gallomanie*, und dass man ihm keine Wahrheit sagen, auch im Geringsten nicht widersprechen dürfe; von den Stolbergs, [...] und vom Kronprinzen, von dessen Frömmigkeit [...] und Bonsens man alles erwarten dürfe. [...] Ich blieb wohl noch eine Stunde bei dem Grafen und der Gräfin allein; wir sprachen viel von Prinz Karl und seinen unermesslichen, obgleich nicht logisch genug geordneten Kenntnissen, von seinem überfließend guten Herzen; [...] von dem Gebet usw. Nach 11 Uhr ging ich zu Bett. Ich habe [...] eine schöne Aussicht auf das turmreiche, freilich ferne Kopenhagen. [...]

20. Juni

Abends las Bernstorff mir etwas zur Beurteilung vor. Wo ich beistimmen konnte, sagte ich kurz: „Das leuchtet mir ein.“ Wo ich nicht konnte, sagte ich: „Hierüber sprechen wir nachher.“

Wir aßen kurz zu Nacht, sprachen von der Kantischen Philosophie (der Graf ist ein eigentlich studierter, sehr belesener und gelehrter Mann, mit dem man über alles sprechen kann), von der Möglichkeit der innigen Verbindung der Kantischen Philosophie mit dem eigentlichsten Christentum, von einer neuen Schrift Kants über die Religion, die den deistisierenden Theologen gar nicht gefällt.

Nachher gingen wir noch eine halbe Stunde in ein Nebenzimmer, sprachen von der absoluten Unbestehbarkeit der Französischen Republik, [...] von Klopstock und seinem wütenden Eifer für Frankreich. [...]

Sodann zogen sich Nette [Lavaters Tochter] und die anderen Damen zurück, und wir blieben noch [...] von der Angelegenheit, deretwegen ich gekommen war, zu sprechen. Nun sprach ich – beinahe immer. [...]

Um 2 Uhr schlief ich ein und sitze nun erst morgens um 8 Uhr [...] an meinem Schreibtisch [...]. Um 9 Uhr frühstückt man [...].

Man kann mich nicht honetter und würdiger behandeln, als man es hier tut; dennoch fühle ich, wie sehr verschieden der Kreis meiner Zürcher Freunde von den honettesten Freunden hier ist. Ich kenne wenige klügere und dem allgemeinen, verdientesten Rufe nach vortrefflichere Menschen und keinen christlicheren Weltmann als Bernstorff; dennoch ist mir das *Ministerielle*, das mit seiner Person untrennbar verbunden scheint, im Wege, so dass ich nicht ganz so zürcherisch frei und derb sprechen kann, wie es unter Euch meine Gewohnheit ist. Er blieb in dem Gewand, in dem er den Staatsrat besuchte und beim König aß, bis nachts um 1, obgleich kein fremder Mensch da war. Er ist für einen Mann von 58 Jahren noch sehr lebhaft, rasch beinahe im Urteilen, obgleich er voll kalter, ruhiger Vernunft ist. Er ist in der Bibel sehr bewandert und, wie gesagt, eher ließe er seinem Kronprinzen was geschehen als seinem Christus. Er kann gar nicht leiden, dass ihm jemand zu nahe trete. Er ist fest im Glauben ans alte Evangelium und hat doch manch ganz eigene Meinung, die ich noch von niemand gehört hatte.

Er kann oft sehr embarassante [in Verlegenheit bringende] Fragen vorlegen, gottlob aber konnte ich immer noch durchkommen!

Graf Reventlow ist sein Vertrauter und ein ganz vortrefflicher, wahrheitsliebender Mann.

Der Kronprinz ist [...] sein intimster Freund, die Kronprinzessin intime Freundin von seiner Frau. Dennoch – o Welt, o dieses Gebundensein an äußere Formen – besuchen beide die Bernsdorfs nie auf ihrem Landgut ... und ungerufen oder unangefragt darf keines von beiden die demütigsten aller Königlichen Hoheiten sehen. [...]

Es steht noch dahin, ob ich ihn, der Etikette wegen, einmal anders als an einem dritten Orte, quasi par Hazard, sehen werde, obgleich mir häufig versichert worden ist, wie sehr er mich zu sprechen wünsche. [...]

21. Juni

Diesen Morgen kamen der Graf und die Gräfin in mein Zimmer. Der Graf [...] sprach über meine gestern nachts getanen, freimütigen Äußerungen; dann erklärte ich mich näher. [...] Der Kronprinz habe mich anlässlich der Revue auf Sonntagabend zu sehen bestimmt. Das wird

wahrlich nicht leicht für mich, meine Freimütigkeit ist sehr auffällig. Ich bleibe aber dabei, ungeachtet ich Unannehmlichkeiten beinahe voraussehe; so lassen sie doch meiner Redlichkeit Gerechtigkeit widerfahren. [...]

Der Graf erzählte mir auch einige schöne Anekdoten von dem Kronprinzen. Er besuchte ganz allein mit einem Freunde das Grab eines jungen Bernstorffs und wurde von Bauern weinend und seufzend über den Verlust dieses Freundes angetroffen. [...] wer ihm je die geringste Schmeichelei sagt, der hat für immer die Achtung bei ihm verloren. Er sei von Natur zur Härte und Strenge geneigt, sei es aber in höchstem, ja in einem zu hohen Grade auch gegen sich selbst. [...]

Kopenhagen, 22. Juni

Mit Graf Reventlow fuhren wir heute bei kaltem und beinahe regnerischem Wetter nach Kopenhagen, um doch wenigstens sagen zu können: „Wir sind auch in Kopenhagen gewesen.“ Denn mehr kommt bei dem schlechten Wetter und der Kürze der Zeit nicht heraus.

Wir kamen eben zur Revue [Truppenschau], eine unübersehbare Linie, die aus lauter gleich großen Staketen zu bestehen schien. Man schoss mit Kanonen, und die armen Tiere auf dem unendlichen Feld wussten nicht wohin mit ihren schwerbelebten Reitern. Der Rauch bedeckte die ganze Linie [...]. Wir konnten uns eine Vorstellung von der Konfusion und vom Rauch in einer wirklichen Schlacht machen. [...]

23. Juni

Ein schwerer Tag heute. [...] halb neun versammelten sich alle Hausgenossen und die sehr zahlreiche Dienerschaft [...] in dem Speisesaal [...]. Es mögen wohl etwa 30 gewesen sein. Ich [...] redete [...] über jeden der vorgegebenen Texte [...]. Der Sprache wegen musste ich mich sehr anstrengen, [...] aber man versicherte mir, mich durchaus verstanden zu haben. [...] um 10 Uhr fuhr ich nach Kopenhagen, [...] mit Frau Frederikke Brun, die mich allein zu sprechen und meine Gedanken über Verschiedenes zu erfahren wünschte. Ich hoffe, die Stunde ist nicht verloren. [...]

Die Gräfin ging erst allein zur Kronprinzessin. Ich blieb bei einer Hofdame [...] im Vorsaal, der eine herrliche Aussicht hat. Die Gräfin kam zurück; ich ging hinein. Ein liebenswürdiges Geschöpf, blass und mager,



...Ich wurde hineingerufen. Ein schrecklicher Anblick, das Äußerliche dieses Prinzen. Mickrig, weiße Augenbrauen, Albinoaugen, ein hässlicher, schiefer Mund [...]; zu dem kam noch ein Ausschlag an der Nase. Man hatte mich auf seine äußere Erscheinung vorbereitet, aber nicht genug. Aber wie verlor sich nach und nach dies alles im Gespräch...

aber äußerst zart und edel und kindlich. Nachdem sie [...] vom Zweck meines Hierseins gesprochen hatte, sah ich mir noch ihre kleine Prinzessin an und ging in das armselige Vorzimmer des Kronprinzen, wo etwa 6-8 ärmlich scheinende Personen, ohne Zweifel auf Audienz wartend, an den Wänden herumstanden; ein Cavalier unterhielt mich ein paar Momente, bis ein General den Kronprinzen verließ.

Ich wurde hineingerufen. Ein schrecklicher Anblick, das Äußerliche dieses Prinzen. Mickrig, weiße Augenbrauen, Albinoaugen, ein hässlicher, schiefer Mund [...]; zu dem kam noch ein Ausschlag an der Nase. Man hatte mich auf seine äußere Erscheinung vorbereitet, aber nicht genug. Aber wie verlor sich nach und nach dies alles im Gespräch. [...]

Ich blieb wenigstens fünf Viertelstunden allein bei ihm, und ein oder zwei Bogen würden nicht fassen, was wir sprachen. Kein schiefes, unvernünftiges, untreffendes Wort aus seinem schiefen Munde! Eine Offenherzigkeit, Derbheit, Naivität, Bravheit [...]; das Nicht-Sitzen ausgenommen (es gibt nie einen Stuhl in den Zimmer von Fürsten), sah man keine Spur von Kronprinzlichkeit. Wohl eine Stunde sprachen wir bloß von dem Hauptanlass meiner Reise hierher, die übrige Zeit von verschiedenen Personen [...]. Ich fand in ihm einen der größten Menschenkenner, einen religiösen Mann, einen wahren Freund der evangelischen Wahrheit und einen herzlichen Anbeter Christi. Er kann es kaum begreifen, dass es Menschen gebe, die Christus bloß für einen Weisen oder einen Propheten ansehen. „Entweder ganz verworfen oder angenommen, wie er sich darstellt!“ Seine Bescheidenheit und Furchtlosigkeit sind unverkennbar. Er ist kein guter Redner, obgleich er sich bisweilen sehr gut, schlicht und gelungen ausdrückt. Er fragte wenig. Ich musste viel sprechen und das Gespräch fortsetzen. Er ist ein abscheulicher – und zugleich herrlicher Mensch.

Als ich wegging, waren wenigstens noch 8 Menschen im Vorzimmer, denen er Audienz zu geben hatte, und es war doch schon viertel nach 7. Er ist unermüdlich. [...]

Um 9 Uhr waren wir wieder in Bernstorff, wo eine große Gesellschaft [...] unseretwegen zum Nachtsessen eingeladen worden war. [...] Es wurde noch viel vom Kronprinz gesprochen, von dem Hauptinhalt aber meiner Unterredung sprach ich mit keinem Menschen ein Wort.

1863

Von Dänemark aus zum Mittelpunkt der Erde, 1863

Bei der Lektüre isländischer Sagas stößt der deutsche Mineraloge Lidenbrock auf Hinweise, dass es einen Weg durch einen Vulkan ins Innere der Erde geben soll. Zusammen mit seinem Neffen unternimmt er im Jahr 1863 eine phantastische Expedition zur Insel der Sagas und steigt durch einen Vulkan hinab in eine märchenhafte Welt.

Diese Geschichte wie auch die Personen sind frei erfunden und stammen aus der Feder des französischen Schriftstellers Jules Verne, dessen 1864 erschienener Roman „Die Reise zum Mittelpunkt der Erde“ ganze Generationen von Kindern in aller Welt in den Bann gezogen hat. Auf dem Weg nach Island macht Professor Lidenbrock in Begleitung seines Neffen auch Station in Kopenhagen. Der Neffe beschreibt die Stadt so realistisch, dass man davon ausgehen kann, dass Jules Verne Kopenhagen selbst besucht und „Feldstudien“ betrieben haben muss, bevor er seinen berühmten Roman schrieb, zu dem der bekannte französische Zeichner Riou die Illustrationen lieferte.

Der erwähnte Leiter des Museums für Nordische Altertümer z.B. ist eine gute Beschreibung des berühmten dänischen Archäologen Christian Jürgensen Thomsen (1788-1865), dem Verne begegnet sein muss.

Aus: Jules Verne: „Rejsen til Jordens indre“ (Reise zum Mittelpunkt der Erde). Verlag Hernov, Kopenhagen 1977, S. 56-62.

Um sieben Uhr früh gingen wir in Korsør an Land, einem Städtchen an der Westküste von Seeland. Dort verließen wir das Schiff und stiegen in eine Eisenbahn, mit der wir durch eine Landschaft fuhren, die hinsichtlich des flachen Geländes der Holsteins in nichts nachstand.

Die Fahrt mit dem Zug dauerte drei Stunden, bis wir in der Hauptstadt Dänemarks eintrafen. Mein Onkel hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Ungeduldig, wie er war, saß er da und trat mit den Beinen, als ob dadurch der Zug schneller fahren würde.

Endlich tauchte das Meer auf.

– Der Sund! rief er.

Zu unserer Linken erhob sich ein großes Gebäude, das einem Krankenhaus ähnelte.

– Das ist ein Irrenhaus, erklärte einer der Mitreisenden.

– Na dann, dachte ich, an so einem Ort werden wir wohl auch enden. Aber so groß das Hospital auch sein mag, für so viele Narrheiten wie die von Professor Lidenbrock ist es trotzdem noch zu klein.

Um zehn Uhr stiegen wir endlich in Kopenhagen aus; das ganze Gepäck wurde auf einen Wagen geladen, der uns zum Hotel Phönix in der Bredgade brachte. Die Fahrt dauerte eine halbe Stunde, denn der Bahnhof liegt außerhalb der Stadt. Nachdem mein Onkel sich dann ein wenig erfrischt hatte, machte er sich mit mir auf den Weg. Der Portier des Hotels sprach sowohl Deutsch als auch Englisch, aber mein sprachkundiger Onkel fragte ihn in gutem Dänisch um Rat, und der Mann erklärte ihm in ebenfalls gutem Dänisch, wo das Museum für Nordische Altertümer lag.

Der Direktor dieses interessanten Museums – in dem so kostbare Dinge angehäuft sind, dass es möglich sein muss, die ganze Geschichte des Landes mit Hilfe alter Steinwaffen, Trinkbecher und Schmuck zu rekonstruieren – war ein Wissenschaftler namens Professor Thomsen, ein Freund des Konsuls in Hamburg.

Mein Onkel hatte ein Empfehlungsschreiben an ihn. Für gewöhnlich wird ein Gelehrter von einem anderen nicht gerade freundlich empfangen; aber hier war das nicht der Fall. Professor Thomsen erwies sich als sehr entgegenkommend und bereitete Professor Lidenbrock – und auch dessen Neffen – einen herzlichen Empfang. Ich brauche wohl kaum zu

erwähnen, dass mein Onkel dem vortrefflichen Museumsdirektor gegenüber sein Geheimnis wahrte. Wir wollten Island schlicht und einfach vergnügungshalber besuchen, wie interessierte Touristen.

Professor Thomsen stellte sich uns ganz zur Verfügung, und so begaben wir uns dann zu den Kais im Hafen, auf der Suche nach einem Schiff, das nach Island auslaufen würde.

Ich hoffte, es würde sich als unmöglich erweisen, eine Schiffspassage zu finden, wurde in meiner Hoffnung aber getrogen. Ein kleiner dänischer Schoner, die „Walküre“, sollte am 2. Juni nach Reykjavik in See stechen. Der Kapitän, er hieß Bjarne, befand sich an Bord. Sein künftiger Passagier drückte ihm in seiner Verzückung so kräftig die Hand, dass er sie ihm fast zerquetschte. Der brave Seemann war über einen so gewaltigen Händedruck nicht wenig erstaunt. Für ihn war es nichts Besonderes, nach Island zu fahren; das war sein Beruf. Mein Onkel dagegen fand es ganz großartig. Der wackere Kapitän machte sich diese Begeisterung zunutze und ließ uns für die Überfahrt auf seinem Kahn den doppelten Preis zahlen. Aber wir nahmen es nicht so genau.

– Seien Sie am Dienstag um sieben Uhr morgens an Bord, sagte der Kapitän, nachdem er ein hübsches Sümmchen an Speziestalern [alte Münzwährung, im 19. Jahrhundert in Dänemark und Schleswig-Holstein gebräuchlich; Anm. d. Übers.] eingesteckt hatte.

Dann bedankten wir uns bei Professor Thomsen für seine Hilfe und kehrten ins Hotel Phönix zurück.

– Das geht ja prima, ja sogar bestens, sagte mein Onkel immer wieder. Da haben wir aber Schwein gehabt, ein Schiff zu finden, das so bald in See stechen wird. Jetzt werden wir zu Mittag essen und uns dann die Stadt ansehen.

Wir begaben uns zum Kongens Nytorv, einem großen Platz mit einer Wache und zwei harmlos aussehenden, schussbereiten Kanonen, die nicht einmal einem Kind Angst einflößen. Ganz in der Nähe, im Haus Nr. 5, war ein französisches Restaurant, das von einem Küchenchef namens Vincent geführt wurde; dort aßen wir recht gut zum mäßigen Preis von vier Mark für jeden.

Dann gönnte ich mir das kindliche Vergnügen, durch die Stadt zu streifen; mein Onkel ließ sich dazu überreden mitzugehen, aber ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass er irgendetwas wirklich wahrnahm, weder

die bescheidenen Palais des Königs noch die hübsche Brücke aus dem 17. Jahrhundert, die über den Kanal vor dem Museum führt; auch nicht das riesige Grabmal Thorvaldsens, das außen mit grässlichen Wandmalereien verziert ist und in dessen Innerem sich die Werke dieses Bildhauers befinden; weder das Miniaturschloss Rosenborg, das in einem recht schönen Park liegt, noch den prächtigen Renaissancebau der Börse oder deren Turm, der aus den ineinander verschlungenen Schwänzen von vier Bronzedrachen besteht; auch nicht die großen Mühlen auf den Wällen, deren breite Flügel sich wie die Segel eines Schiffes im Seewind blähten.

Was für Spaziergänge und was für schöne Stunden hätten wir uns hier machen können, meine anmutige Grete und ich! Am Hafen entlang, wo Linienschiffe und Fregatten friedlich unter roten Dächern schlummernten, auf den Wegen am grünen Ufer des Kanals im Schatten dicht belaubter Bäume, hinter denen sich die Zitadelle verbirgt, deren Kanonen mit ihren dunklen Mündungen zwischen den Holunder- und Weidenzweigen hervorlugten.

Aber ach! Sie war weit weg, meine arme Grete, und konnte ich hoffen, sie je wiederzusehen?

Aber auch wenn mein Onkel von all diesen Schönheiten keine Notiz nahm, so war er doch plötzlich Feuer und Flamme, als er einen Kirchturm auf der Insel Amager entdeckte, die den südöstlichsten Stadtteil von Kopenhagen bildet.

Er befahl mir, ihn dorthin zu führen; wir bestiegen eine kleine dampfgetriebene Fähre, die auf den Kanälen verkehrte, und schon kurz darauf, wenige Minuten später, legten wir am Kai der Werft an.

Wir gingen durch einige enge Straßen, in denen Strafgefangene – in grau-gelb gestreiften Hosen – unter der Aufsicht von mit Stöcken bewaffneten Wächtern arbeiteten, und standen schließlich vor der Erlöser Kirche. Diese Kirche an sich war nichts Besonderes, aber ihr recht hoher Glockenturm weckte die Aufmerksamkeit des Professors insofern, als außen von der Plattform aus eine Treppe um die Turmspitze herum führte, wobei es so aussah, als ob sich die Wendeltreppe direkt in den blauen Himmel hinaufwinden würde.

- Da müssen wir hinauf, sagte mein Onkel.
- Meinst du nicht, dass uns schwindelig wird? antwortete ich.
- Ein Grund mehr – daran müssen wir uns gewöhnen.



...Die frische Luft machte mich benommen; ich spürte die Turmspitze unter den Windstößen schwanken, und die Beine versagten mir den Dienst. Kurz darauf musste ich auf allen Vieren weiter kriechen, und dann nur noch auf dem Bauch weiter. Ich schloss die Augen...

– Ja, aber ...

– Los, komm, wir wollen keine Zeit verlieren.

Ich musste mich fügen.

Der Küster, der auf der anderen Seite der Straße wohnte, gab uns einen Schlüssel, und dann begannen wir mit dem Aufstieg.

Mein Onkel ging mit raschem Schritt voran. Ich folgte ihm starr vor Schreck, denn mir wird immer leicht schwindelig. Mir fehlt sowohl die Höhensicherheit als auch der Wagemut des Adlers.

Solange wir auf der inneren Wendeltreppe waren, ging alles gut, aber nach hundertfünfzig Stufen schlug mir die Luft ins Gesicht; wir hatten die Plattform des Turms erreicht. Von hier führte die Außentreppe im Freien weiter. Sie hatte nur ein schwaches Geländer, und die immer schmaler werdenden Stufen schienen ins Unendliche zu führen.

– Das kann nicht gut gehen! rief ich.

– Du bist doch wohl keine Memme, los weiter! lautete das unerbittliche Kommando des Professors.

Mir blieb nichts anderes übrig als mich an das Geländer zu klammern und ihm zu folgen.

Die frische Luft machte mich benommen; ich spürte die Turmspitze unter den Windstößen schwanken, und die Beine versagten mir den Dienst. Kurz darauf musste ich auf allen Vieren weiter kriechen, und dann nur noch auf dem Bauch weiter. Ich schloss die Augen. Die Höhenangst hatte mich vollends gepackt.

Mit einem Mal packte mich mein Onkel am Kragen; wir waren bis unter die Kugel gekommen.

– Sieh jetzt hinunter, sagte er zu mir. Du musst lernen, in Abgründe hinunter zu sehen.

Ich machte die Augen auf und sah da unten die Häuser liegen, wie von einer Welle plattgedrückt – alles war eingehüllt in einen feinen Rauchschleier. Über meinem Kopf zogen die Wolken vorüber, und durch eine optische Täuschung schienen sie stillzustehen, während der Turm, die Kugel und ich in rasender Geschwindigkeit fortgerissen wurden. In der Ferne erstreckten sich auf der einen Seite grüne Felder, auf der anderen glitzerte das Meer in der Sonne. Der Sund dehnte sich bis zur Spitze bei Helsingør aus – hier und da sah man ein paar weiße Segel, die an Möwenflügel erinnerten, und im Osten war im Dunst die Küste Schwedens zu erahnen.

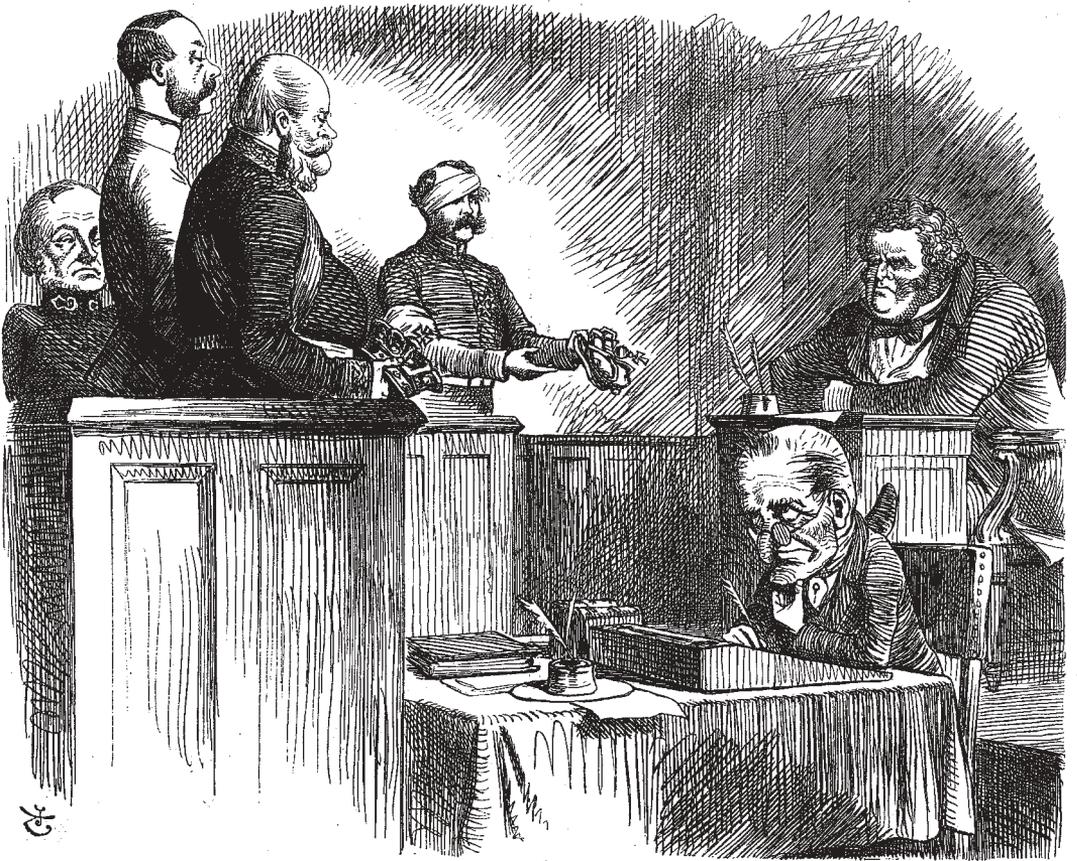
Das ganze gewaltige Panorama drehte sich vor meinen Augen im Kreis.

Trotz allem musste ich sehen, dass ich wieder auf die Beine kam, mich aufrecht halten und mich umsehen. Meine erste Lektion zur Bekämpfung des Schwindels dauerte eine geschlagene Stunde.

Als ich endlich wieder hinuntersteigen und den Fuß auf festes Straßenpflaster setzen durfte, fühlte ich mich vollkommen gerädert.

Volle fünf Tage hintereinander musste ich diese Schwindel erregende Übung wiederholen, und merkwürdigerweise machte ich tatsächlich Fortschritte in der Kunst, die Dinge von oben zu betrachten.

Der Tag der Abreise kam. Am Abend zuvor hatte der hilfsbereite Professor Thomsen uns einige nützliche Empfehlungsbriefe gebracht: an den Gouverneur von Island, Graf Trampe, an Propst Pieturson, den Stellvertreter des Bischofs, und an den Bürgermeister von Reykjavík, Herrn Finsen. Mein Onkel drückte ihm dankbar die Hand.



BRUTAL ASSAULT—REMANDED FOR A MONTH.

'YOU'RE BOTH REMANDED FOR A MONTH; AND IF YOU DON'T SETTLE WITH THE COMPLAINANT, 'T WILL BE THE WORSE FOR YOU.'

1864

In John Bulls Gewahrsam, 1864

1864 wurde Dänemark zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert in einen Krieg gegen die deutschen Staaten verwickelt und war Preußen und Österreich von Beginn an unterlegen. Am 12. Mai griff jedoch Großbritannien ein und berief eine Konferenz in London ein – zum Schutz des dänischen Königs Christian IX. (1818-1906), dessen Tochter Alexandra mit Edward, dem ältesten Sohn der englischen Königin Victoria, vermählt war.

Hier illustriert das berühmte englische Wochenblatt *Punch* die Situation am 21. Mai 1864. Der dänische König zeigt John Bull und den beiden Gegnern, dem preußischen König Wilhelm und Österreichs jungem Kaiser Franz Joseph, betrübt seine zerdrückte Krone. Im Hintergrund ist General Helmut von Moltke zu sehen, der Oberbefehlshaber des Feldzugs gegen Dänemark.

Der Titel der Zeichnung lautet: „Brutaler Überfall – für einen Monat in Gewahrsam genommen.“ John Bull erklärt den zwei gekrönten Häuptern: „Ihr seid beide für einen Monat in Gewahrsam genommen, und wenn ihr euch nicht mit dem Kläger einigt, wird es euch selbst am schlimmsten ergehen.“

Im gleichen Monat noch konnte Großbritannien die Deutschen dazu bewegen, einen Kompromissvorschlag zur Teilung von Schleswig-Holstein vorzulegen. Als aber Christian IX. diesen Vorschlag ablehnte, wurden die Kriegshandlungen erneut aufgenommen, und Dänemark erlitt den schmachvollen Verlust beider Herzogtümer.

Punch, London, 21. Mai 1864.

1872

Hans Christian Andersen aus der Sicht eines Engländers, 1872

Im 19. Jahrhundert stand Dänemark in kultureller Hinsicht dem deutschen Kulturkreis sehr nahe. Englische Kunst und Literatur lagen dem dänischen Bewusstsein ferner. Es erregte daher Aufsehen, als Edmund Gosse, ein junger englischer Dichter und Literaturforscher, 1872 nach Kopenhagen kam und die Begegnung mit Dänemarks Kulturszene suchte.

Er wohnte bei einem herausragenden Geistlichen, dem Propst Fog, der alle Größen des damaligen dänischen Geisteslebens kannte und Gosse in die Kreise vieler Dichter und Künstler einführte. In seinem Tagebuch hielt der englische Gast seine klaren Eindrücke von den Personen, denen er begegnete, fest und charakterisierte sie mit dem seltenen Talent der Engländer für Ironie, Untertreibung und Humor.

Viele Jahre später, 1911, veröffentlichte Gosse seine Aufzeichnungen über seinen Besuch in Buchform. Ein Höhepunkt seines Kopenhagener Aufenthaltes war die Begegnung mit Dänemarks altem Dichterkönig Hans Christian Andersen, der zu diesem Zeitpunkt 67 Jahre alt war.

Aus: Edmund Gosse: "To besøg i Danmark", med forord af Kristian Hvidt (Zwei Besuche in Dänemark, mit e. Vorwort von Kristian Hvidt). Verlag Gyldendal, Kopenhagen 2001, S. 73-80. [Nach der dänischen Übersetzung von Kristian Hvidt.]

Mein Gastgeber hatte heimlich geplant, mich der vornehmsten Persönlichkeit des Landes vorzustellen, die zudem damals zu den berühmtesten Männern in ganz Europa zählte, und zwar Hans Christian Andersen. Beileibe nicht jedermann erhielt bei einem Besuch in Kopenhagen Zutritt zu diesem bewunderungswürdigen Dichter; er war inzwischen alt und gebrechlich, und eine Leibwache aus Freunden beschützte ihn vor den Angriffen der Philister. Auf unserem Morgenspaziergang hatte mich Carl Andersen zur Kopenhagener Junggesellenwohnung von Hans Christian Andersen geführt – ich glaube, sie lag in Nyhavn, mit Aussicht über den Kanal, nahe bei Charlottenborg. Aber wir bekamen dort den kurzen Bescheid, er würde sich „auf dem Land“ aufhalten. Dies konnte indes unterschiedlich interpretiert werden, und Dr. Fog hatte entdeckt, dass Andersen nicht besonders weit draußen „auf dem Land“ war, nicht weiter als auf dem Landsitz „Rolighed“, der seinen Freunden, den Melchiors, gehörte. Dieser Landsitz, der später abgerissen wurde, lag nahe an der Küste, umgeben von reizenden Gärten, nicht sehr weit vom nördlichen Festungswall entfernt. Man ging durch das Kastell hinaus, ging weiter das Glacis [Wall] entlang und kam dann durch das dünn besiedelte Villenviertel um die Kalkbrennereien hinaus nach Rolighed. Der Propst hatte von Herrn Melchior eine freundliche Einladung erhalten, an diesem Nachmittag dorthin zu kommen und mich mitzubringen; es würde Andersen freuen, mich zu sehen. Rolighed lag nicht weit draußen „auf dem Land“, so dass wir den ganzen Weg gemächlich gehen konnten und bald dort waren.

Hier hatte Andersen nach und nach sein zweites Zuhause gefunden. Der Landsitz Rolighed [dt. Ruhe] wurde seinem Namen gerecht, und aufgrund dieser Eigenschaft des Ortes hatten Andersens jüdische Freunde ihm auch vorgeschlagen, dort jedes Jahr über einen längeren Zeitraum zu wohnen. [...]

Auf Rolighed war Andersen stets willkommen; ein Teil des Hauses, drei bis vier hübsche Zimmer, stand ausschließlich ihm zur Verfügung, und er konnte kommen und gehen wie er wollte.

Eben von „Rolighed“, mit einem Wortspiel mit dem Namen, handelt Andersens letztes Gedicht:



...Dann aber, als wir im Wohnzimmer saßen, ging plötzlich die Tür auf, und herein trat ein sehr großer älterer Herr, gekleidet in einen tabakbraunen Gehrock und ebensolche Beinkleider sowie mit einer gelockten Perücke der gleichen Farbe...

Mein Heim im Heim, wo hinter des Holunders Hang
 mein Leben Sonnenschein bekam und meine Harfe Klang,
 dir bring' ich dankbar und froh meinen Gesang.

Herr Moritz Gerson Melchior, der uns auf der Schwelle des Hauses empfing und uns hinein führte, war ein stattlicher Mann so um die sechzig Jahre, etwas schwerhörig, ein wenig schüchtern. Er hatte eine führende Position in den dänischen Kaufmanns- und Bankierkreisen und war vielleicht sogar der reichste Bürger hierzulande; hatte auch einen Sitz im Landsting, war aber, wie man sagte, Politik gegenüber recht gleichgültig, verfügte über kein so großes Redetalent und hatte sich mit seiner Tätigkeit als Parlamentarier nicht überanstrengt. Dagegen war er überaus energisch, wenn es um kommunale oder philanthropische Fragen ging. Frau Melchior, die ebenfalls hinzukam, war eine geborene Henriques; sowohl sie als auch ihre Kinder sprachen fließend Englisch. Sie führten uns durch den Park und durch einen Teil des Hauses, ohne dass der Grund unseres Kommens mit einem Wort erwähnt wurde. Dann aber, als wir im Wohnzimmer saßen, ging plötzlich die Tür auf, und herein trat ein sehr großer älterer Herr, gekleidet in einen tabakbraunen Gehrock und ebensolche Beinkleider sowie mit einer gelockten Perücke der gleichen Farbe. Im ersten Moment fühlte ich mich vom Anblick dieses Gesichts, dieser Hände und dieser übermäßig langen und gelenklosen Arme fast peinlich berührt, so hässlich wirkte alles; aber das war sofort vorbei, als er zu sprechen anfang. Er hatte zwar kleine Augen, die dafür aber vor Leben und Freundlichkeit sprühten, und alles, was er sagte, war vornehm und schlicht. Man hatte ihn auf den Besuch eines jungen Engländers vorbereitet, und sofort ergriff er mit seinen beiden großen Händen meine Hand und tätschelte und drückte sie. Ich kann nicht gerade behaupten, dass meine Hände winzig sind, aber in Andersens Händen nahmen sie sich wie Kiesel in einem fließenden Bach aus, wie E.B.B. [Elizabeth Barrett Browning, Englands bedeutendste zeitgenössische Dichterin] gesagt haben würde.

Andersen hatte das Gesicht eines Bauern; auch ein langes Leben, erfüllt mit geistiger Arbeit und Kultur, hatten die ursprünglichen, erdverbundenen Züge nicht verwischen können. Aber dieser erste Eindruck wich erstaunlich schnell einem Gefühl für seine innere Vornehmheit.

Sobald er sprach, ja sogar nur lächelte, trat das Genie hervor. Mir ging es so, wie ich gehört hatte, dass es Kindern ging, die mit ihm zusammen waren. Jegliche Voreingenommenheit, jegliche Verlegenheit verschwand; ich war nur darum bemüht, ihm mit brennendem Eifer und mit unerwartetem Erfolg in dänischer Sprache meine Gefühle mitzuteilen. Andersen war einmal ganz gut im Englischen bewandert gewesen und las die Sprache noch immer fließend, war es aber nicht mehr gewohnt, sie zu sprechen. Die anderen waren so rücksichtsvoll, uns allein zu lassen, und Andersen erzählte von seinen vielen vergnüglichen Erinnerungen an England, von seinen beiden amüsanten Besuchen bei Charles Dickens, von seiner Trauer, als er plötzlich gehört hatte, dass Dickens gestorben war, und wie er selbst ständig in der Hoffnung lebte, noch einmal London zu sehen.

Dann führte er mich durch das ganze Haus, zeigte mit kindlicher Begeisterung all dessen Pracht und blieb zuletzt in seinem eigenen hellen, hohen Zimmer stehen, das nach Osten lag. Hier nahm er mich hinaus auf den Balkon und bat mich die Schiffe zu beachten, die in langen Reihen unten im Sund vorbeifuhren – „wie eine Schar wilder Schwäne“, sagte er – während drüben an der schwedischen Küste die weißen Mauern von Malmö und Landskrona schimmerten und Tycho Brahes Insel [die Insel Hven] wie in der Sonne gebadet dalag. Dann bot er mir an, mir ein Märchen vorzulesen, das er gerade geschrieben hatte. Er las mit gedämpfter Stimme, die bisweilen bis zu einem heiseren Flüstern herabsank; aus Rücksicht auf meine mangelhaften Sprachkenntnisse las er langsam, und während er las, saß er neben mir, mit seiner verblüffend langen und knochigen Hand – eine große, braune Hand, die fast der eines Gorilla glich –, die sich fest um meine Schulter klammerte. Und während er so las, erglühete alles, was ich sah – die schimmernden Segel, die See, Schwedens Küste und der strahlende Himmel – im Feuer des Sonnenuntergangs. Es war, als ob beim Klang von Hans Christian Andersens Stimme die Natur selbst vor Entrückung errötete.

Als er mit dem Vorlesen fertig war, sprach er ein wenig von seinem Manuskript und vertraute mir an, dass dieses Märchen, „Der Krüppel“, sein letztes Werk werden sollte. Er selbst war damit sehr zufrieden; in dem Märchen, meinte er, sei seine gesamte Kunst enthalten und es vermittele in gewisser Weise das Symbol für seine Lehre, seine dichterische

Botschaft an die Menschheit. Der Leser mag sich vielleicht an dieses Märchen nicht erinnern, da es auch nicht zu seinen typischsten zählt; es trägt nämlich weder übernatürliche noch phantastische Züge. Es ist eine kleine Begebenheit, die sich in kleinen Verhältnissen abspielt. Ein Gärtner und seine Frau haben fünf Kinder, von denen das älteste, ein sehr begabter Junge, durch einen Unfall zum Krüppel geworden, ständig bettlägerig ist. Die braven, aber etwas beschränkten Eltern haben nur Sinn für das Materielle, und als jemand, von dem sie ein Geschenk erwarten, dem Krüppel stattdessen ein Buch gibt, sagen sie in ihrer Unzufriedenheit: „Davon wird er auch nicht fett.“ Aber es ist ein Märchenbuch, und mit den Einsichten, die sich ihm hier eröffnen, erwacht in dem Jungen das ganze geistige Leben. Er findet zwei einfache und schlichte Parabeln, die er seinen Eltern immer und immer wieder vorliest, so dass auch ihre Herzen schmelzen und sie zu einer tieferen Menschlichkeit bewegt werden. Zuletzt bekommt der Junge ein weiteres Geschenk, einen kleinen, schwarzen Vogel, der an die Nachtigall des Kaisers von China erinnert; und durch eine heftige, nervliche Anstrengung, um das Leben des Vogels zu retten, gewinnt der Krüppel seine Gesundheit zurück. In dieser Geschichte wollte Andersen in komprimierter Form all das zusammenfassen, was zur Verteidigung der Märchen und ihres Dichters angeführt werden könnte. Es sollte eine Art Apologie für seine gesamte dichterische Entwicklung sein und war somit als Abschluss seines Lebenswerks gedacht. In diesem Punkt muss Andersen danach allerdings anderen Sinnes geworden sein, denn im späteren Verlauf des Jahres – 1872 – schrieb er die Geschichte von „Tante Zahnschmerz“, zu der er durch sein eigenes Leiden inspiriert wurde und die das allerletzte seiner vielen Märchen wurde.

Während Andersen jetzt so dasaß und mir diese Dinge erläuterte, erstarb, zu meinem großen Erschrecken, mit einem Mal seine Stimme. Wir läuteten nach einem Diener, der die Familie herbeiholte, und alle sahen mich an, als ob ich auf einem ihrer selten Folianten Tinte verschüttet oder eine der prachtvollen Vasen zerbrochen hätte. Man erkannte jedoch, dass der Meister, indem er so unbesonnen gewesen war, in der Abendluft laut vorzulesen, den Anfall selbst verschuldet hatte, und brachte ihn unter Beachtung aller möglichen Vorsichtsmaßnahmen zu Bett. Ich konnte nicht umhin, mich über die schmachttende Art und

Weise zu amüsieren, mit der Andersen sich diesem ganzen Aufhebens hingab und sich, mit einem stummen Blick auf mich, fast aus dem Zimmer tragen ließ. Nun glaubte ich, dass wir uns zurückziehen sollten, aber die dänische Gastfreundlichkeit ist durch nichts zu erschüttern. Wir verbrachten vielmehr die nächsten zwei Stunden in lebhafter Geselligkeit mit der Familie Melchior draußen im Garten. Zum Abendessen zeigte sich auch Andersen wieder; er saß auf dem Ehrenplatz, und ich genoss die Gunst, an seiner Seite zu sitzen. Man gab mir jedoch einen Wink, dass er nicht zu viel sprechen dürfte, und als die Uhr zehn schlug, erhob sich der Propst, und wir empfahlen uns. Der Himmel wirkte wie ein dunkelblaues Gewölbe, keine einzige Wolke war zu sehen, alle Sterne funkelten in kristallklarem Licht. Wir gingen nach Hause, an der äußeren Seite der Seen entlang, die damals die westliche Stadtgrenze bildeten. Und auf einmal sprang der Mond aus den Baumwipfeln hervor, wie eine große, leuchtende Blume, wie eine Goldkugel im veilchenblauen Raum schwebend. Er warf sein Licht mitten in unsere metaphysische Diskussion und verzauberte uns, so dass wir schwiegen.

1885

Paul Gauguin über die Dänen, 1885

Paul Gauguin (1848-1903) war ein geschäftiger Bankier, als er 1873 in einem Restaurant nahe der Pariser Börse einem netten dänischen Mädchen begegnete. Mette Gad (1850-1920), die aus einer vitalen Beamtenfamilie stammte, wurde 1873 Gauguins getreue Ehefrau und gebar ihm in den folgenden Jahren fünf Kinder. In dieser Zeit hatte Gauguin in seiner Freizeit auch mit dem Malen begonnen, gab 1881 seine feste Arbeit bei der Bank auf und wurde allmählich von seiner Kunst und seinem starken Talent vollkommen aufgesogen. Er hatte jedoch zunehmend mit psychischen Problemen zu kämpfen, u.a. weil es für ihn schwer war, seine große Familie zu versorgen. 1885 übersiedelte er mit seiner Familie nach Dänemark, wo er seinen Lebensunterhalt durch den Verkauf wasserdichter Persenninge für eine französische Firma verdiente. Die fortgesetzten finanziellen Sorgen, eine Folge davon, dass sein künstlerischer Durchbruch in Paris auf sich warten ließ, machten seinen Aufenthalt in Dänemark zu einem kurzen und deprimierenden Intermezzo. Schlechte Arbeitsbedingungen und das kühle Verhältnis zur Familie Gad führten dazu, dass er nach einem halben Jahr plötzlich nach Frankreich zurückreiste, wo er in den folgenden Jahren, meist in Pont-Aven in der Bretagne, mit anderen Künstlern zusammen lebte. Danach reiste er bekanntlich zu den fernen Südseeinseln im Pazifik, wo er seine letzten Jahre zubrachte. Wenige Monate vor seinem Tod im Jahre 1903 schrieb er das Manuskript zu seinen Erinnerungen „*Avant et après – P. Gauguin aux Marquises*“, das er von den Marquesas Inseln nach Hause schickte. Es erschien jedoch erst 1914 in Wien als Faksimile – und um 1956 in Dänemark im Carit Andersens Verlag.

Aus: Paul Gauguin: „Avant et après – P. Gauguin aux Marquises“, Faksimile-Ausgabe. Carit Andersens Forlag, Kopenhagen o.J. (um 1956).

Ich hege einen tiefen Hass gegen Dänemark, hasse sein Klima und seine Bevölkerung. Sicherlich hat Dänemark auch etwas Gutes; das lässt sich nicht bestreiten. Während Norwegen und Schweden in den letzten fünfundzwanzig Jahren die französischen Gemaldesalons überschwemmt haben, um alle Richtungen nachzuäffen, die nach Veruchtheit riechen, sich aber gut ausnehmen, hat Dänemark aus Scham über seine Niederlage auf der Weltausstellung von 1878 begonnen, über sich selbst nachzudenken und sich auf sich zu konzentrieren. Daraus ist eine dänische Kunst hervorgegangen, die sehr persönlich ist und Anspruch auf sehr ernsthafte Beachtung hat, und ich bin glücklich darüber, sie in diesem Zusammenhang loben zu können. Französische Kunst und selbst die anderer Länder zu betrachten, kann etwas Gutes sein, aber einzig und allein aus dem Grund, weil man dadurch imstande ist, umso tiefer in sich selbst hineinzublicken.

Man hat mir einmal in Kopenhagen einen sonderbaren Streich gespielt. Ich, der ich mich nie aufdränge, wurde von einem Herrn, der mich im Namen des dortigen Kunstvereins ansprach, energisch aufgefordert und eingeladen, meine Arbeiten dort auszustellen. Ich ließ mich überreden. Am Tage der Eröffnung ging ich nachmittags dorthin, und zu meiner großen Verblüffung musste ich erfahren, dass die Ausstellung auf Anordnung bereits mittags geschlossen worden war. Dafür irgendeine Erklärung zu bekommen, war unmöglich, alle schwiegen und waren reserviert. Ich stürzte zu dem einflussreichen Mann, der mich eingeladen hatte. Der Diener empfing mich mit der Mitteilung, dass der Herr aufs Land gereist sei und für längere Zeit nicht zurückerwartet würde. Wie Sie verstehen werden, ist Dänemark ein charmantes Land, aber man muss auch zugeben, dass man in Dänemark sehr viel in die Erziehung und die Wissenschaften investiert, besonders die medizinische. Das Krankenhaus in Kopenhagen darf als das schönste Gebäude seiner Art bezeichnet werden, sowohl aufgrund seiner Größe als auch seiner Innenausstattung, die erstklassig ist. Dieses Lob gebührt ihnen! Und dies umso mehr als ich ansonsten nur klägliche Dinge zu berichten weiß. Verzeihung, ich vergaß zu erwähnen, dass die Wohnungen hier vortrefflich eingerichtet sind, sie schützen gegen die Kälte und bieten im Sommer reichlich frische Luft, und ich vergaß auch, dass die Stadt selbst schön ist. Man muss auch sagen, dass Gesellschaften in der Regel im Speisezimmer stattfinden, und

dass man großartig speist. Das ist immerhin etwas, und es lässt die Zeit vergehen. Von dem hier allgemein herrschenden Gesprächston darf man sich nicht allzu sehr genießen lassen, z.B.: Sie, die sie aus einem großen Land kommen, müssen hier doch alles für altmodisch und veraltet halten. Unser Land ist so klein. Was halten Sie von Kopenhagen, unseren Museen usw.? Das ist doch nur Kleinkram! Und das alles sagen sie nur, damit man genau das Gegenteil erwidert. Was man aus purer Höflichkeit natürlich auch tut. Ach, dieser gute Ton! Wir wollen ein wenig von den Museen sprechen. Um die Wahrheit zu sagen, gibt es keine Gemäldesammlung, abgesehen von einigen Gemälden der alten Dänischen Schule, Landschaftsmaler à la Meissonier und Maler kleiner Boote. Es ist nur zu hoffen, dass es heute inzwischen besser darum bestellt ist. Es gibt ein monumentales Gebäude, das einzig und allein für ihren großen Bildhauer Thorvaldsen errichtet wurde, ein Däne, der in Italien lebte und starb. Ich habe es mir angesehen, und zwar so gründlich, dass mir der Kopf brummte. Die griechische Götterwelt ist zu einer skandinavischen geworden, und danach ist sie so sauber geschrubbt worden, dass sie protestantisch geworden ist. Die Venus-Figuren schlagen die Augen nieder und verhüllen sich schamhaft mit weißem Linnen. Und die Nymphen tanzen Mazurka! Ja, sie tanzen wirklich Mazurka. Man schaue sich nur ihre Füße an.

In Europa spricht man vom *großen Thorvaldsen*, aber man hat ihn nicht gesehen. Sein berühmter Löwe ist das Einzige von ihm, was Touristen in der Schweiz besichtigen können! Ein ausgestopfter dänischer Hund. Wenn ich das sage, weiß ich, dass man sich in Dänemark das Maul über mich zerreißen wird, weil ich mich über den größten dänischen Bildhauer lustig mache. Es gibt noch viele andere Dinge, deretwegen ich Dänemark hasse, aber das sind rein persönliche Gründe, die ich besser für mich behalten sollte. [...]

Ich muss gestehen, dass in Dänemark ein gutes Brauchtum bei Verlobungen herrscht, weil sich keiner der Partner dabei bindet (man wechselt den/die Verlobte/n, so wie man Hemden wechselt), und doch hat das Ganze den äußeren Anschein von Liebe, Freiheit und Moral. Wenn sie verlobt sind, können sie so oft zusammenkommen wie sie wollen; darüber hinaus können sie zusammen auf Reisen gehen; der Mantel der Verlobung deckt alles zu. Das Ganze ist ein Spiel, nicht nur dabei, und es lehrt beide Seiten, nicht den Kopf zu verlieren und Dummheiten zu



...Man badet nackt, und es gibt eine Regel, der zufolge diejenigen, die auf der Landstraße vorbeikommen, nichts sehen. Ich gestehe, dass ich, neugierig wie ich bin, mich eines Tages gegen diese Regel versündigte, als die Frau eines Ministers in aller Ruhe in das Wasser hinauswatete. Und ich gebe zu, dass ihr weißer Körper, nackt bis auf die Waden, eine großartige Wirkung ausübte. Ihre kleine Tochter, die ihr folgte, drehte sich um und entdeckte mich. Mama!...

machen. Bei jeder Verlobung muss der Vogel eine Menge kleiner Federn lassen, aber die wachsen nach, ohne dass es jemand bemerkt. Sehr praktisch veranlagt, diese Dänen! Probier davon, aber lass deine Gefühle nicht mit dir durchgehen, sonst könntest du es schnell bereuen, denn merke wohl, die dänische Frau ist äußerst praktisch veranlagt. Man muss verstehen, das ist ein kleines Land, wo es gilt, vorsichtig zu sein. Schon als Kind lernt man zu sagen: „Papa, es muss Geld her“; armer Papa.

Ich hasse die Dänen.

Diese Menschen legen eine Schamhaftigkeit der sonderbarsten Form an den Tag. Die Villen entlang des Sunds haben z.B. jede ihr eigenes Häuschen, in dem man sich zum Baden umzieht, und die Landstraße führt zwischen den Villen und den Badehäusern hindurch. Männer und Frauen baden getrennt, zu unterschiedlichen Zeiten. Man badet nackt, und es gibt eine Regel, der zufolge diejenigen, die auf der Landstraße vorbeikommen, nichts sehen. Ich gestehe, dass ich, neugierig wie ich bin, mich eines Tages gegen diese Regel versündigte, als die Frau eines Ministers in aller Ruhe in das Wasser hinauswatete. Und ich gebe zu, dass ihr weißer Körper, nackt bis auf die Waden, eine großartige Wirkung ausübte. Ihre kleine Tochter, die ihr folgte, drehte sich um und entdeckte mich. Mama! – Mama wandte sich erschreckt um, beeilte sich, zum Badehäuschen zurückzukommen und zeigte mir dabei jetzt ihre Vorderseite, so wie sie mir vorher ihre Rückseite gezeigt hatte. Und wiederum muss ich gestehen, dass auch die Vorderseite aus der Entfernung gar nicht übel wirkte. Es war ein Riesenskandal. Man denke sich nur! Der hat da gestanden und uns einfach angesehen ...

1933-40 1946-47

Zweimal als Flüchtling in Dänemark, 1933-40 und 1946-47

Erich H. Jacoby wurde 1903 in einer bekannten jüdischen Familie in Berlin geboren. Nach seinem Jurastudium machte er schnell Karriere in der Gewerkschaft der deutschen Eisenbahnangestellten. Als Hitler 1933 an die Macht kam und die Judenverfolgungen begannen, zog Jacoby sofort die Konsequenzen und emigrierte nach Dänemark. Als die Deutschen am 9. April 1940 Dänemark besetzten, musste er als Jude und Sozialdemokrat erneut fliehen. Von Schweden aus reiste er auf die Philippinen. Dies war im Januar 1941, wobei die Reise durch die Sowjetunion und mit der Transsibirischen Eisenbahn bis nach Japan führte. In Manila erlebte er die Jahre der japanischen Besetzung, bis die Amerikaner die Inseln 1944 befreiten. 1946 veröffentlichte Jacoby ein Buch, das Aufsehen erregte, weil er darin aufzeigte, dass u.a. aufgrund amerikanischer Interessen Bauern in ganz Südostasien zwangsläufig in die Armut getrieben wurden. Mit seinem Buch machte sich Jacoby in den USA unbeliebt, und im selben Jahr kehrte er für kurze Zeit nach Dänemark und zu den Freunden in der Gewerkschaftsbewegung zurück, die, wie sich zeigen sollte, nicht mehr seine Freunde waren. Eine der Ursachen hierfür war wohl, dass er sich immer noch nur auf Deutsch verständigen konnte, eine Sprache, die 1946 in dem erst kürzlich befreiten Land keinen guten Klang hatte. Nach ein paar Jahren in Schweden erhielt Erich Jacoby einen sehr hohen Posten als Leiter der Abteilung für Bodenreformen innerhalb der UN-Agrarorganisation FAO. Jacoby starb 1979.

Aus: Erich H. Jacoby: "Ett liv som tidsspegel" (Ein Leben als Zeitspiegel). Rabén & Sjögren, Stockholm 1977. S. 43-58 u. 153-156. [Nach der dänischen Übersetzung des vorliegenden Auszugs von Kristian Hvidt.]

Dänemark 1933-1940

Emigration ist nicht nur ein Schicksal, sie ist ein psychischer Zustand. Der Emigrant ist ein Produkt aus Traditionen, Ambitionen und Träumen. Er betritt eine ihm fremde Wirklichkeit, die oft von anderen Werten bestimmt ist und im Gegensatz zu seiner eigenen Welt steht. Nachdem ich mich am frühen Morgen des 1. April 1933 nach meiner Ankunft am Kopenhagener Hauptbahnhof in dem kleinen, bescheidenen Hotel Savoy in der Vesterbrogade einquartiert hatte, war nach einigen Stunden unruhigen Schlafs mein erster Gedanke: „Du hast deine Zukunft bereits hinter dir.“ Vor meinen Augen sah ich plötzlich meine schnelle Karriere in Deutschland blitzartig vor mir, als Richter am Amtsgericht, meine Verfahren am Reichsarbeitsgericht in Leipzig, meine Stellung und meine Freunde in der deutschen Arbeiterbewegung, und ich wusste ganz klar, all das war vorbei. Später ließ dieses Gefühl nach. Wie andere Flüchtlinge glaubte ich an einen schnellen Zusammenbruch des verhassten Systems und an die Wiederauferstehung der deutschen Arbeiterbewegung, insbesondere nach der „Liquidierung“ von Röhm 1934, ein Ereignis, das wir alle als Signal für den schnellen Fall des Hitler-Regimes verstanden.

Meine ersten Schritte in Dänemark waren leicht. Ich war zwar vorher noch nie in dem Land gewesen, hatte aber gute Freunde dort, die ich von Deutschland her kannte. Ich erinnere mich an den ersten Sonntagsausflug mit ihnen, wo ich mich an der friedvollen Freude unter einem gesunden Volk, den wehenden Fahnen in den Gärten entlang des Sunds und dem unbeschwerten Leben nicht satt sehen konnte. Privilegiert war ich auch durch meine Kollegen im Verband Dänischer Eisenbahngestellter, die mich mit offenen Armen aufnahmen. [...] Als ich am 1. Mai sah, wie sich Tausende dänischer Arbeiter unter roten Fahnen im Fælledpark versammelten, um gegen die Nazi-Diktatur zu protestieren, spürte ich, wie andere politische Emigranten, dass ich auch außerhalb Deutschlands ein „Zuhause“ hatte. Die dänischen Sozialdemokraten leisteten vorbildliche Arbeit. Die politischen Flüchtlinge sammelten sich unter dem Schutz des Matteotti-Komitees, so benannt nach dem italienischen Arbeiterführer [Giacomo Matteotti], der von den Faschisten ermordet worden war. An der Spitze des Komitees stand Hedtoft-Hansen, Sekretär der Jugendbewegung der dänischen Sozialdemokraten und späterer Ministerpräsident. An den Sitzungen des Komitees nahm gelegent-

lich auch Thorvald Stauning teil, der beliebte Ministerpräsident, der selbst die dänische Arbeiterbewegung geführt und ihr zu der Stellung als zentrale politische Macht verholfen hatte.

Wir Emigranten mussten uns allerdings strengen politischen Verfahren unterziehen und lebten viele Jahre lang unter bedrückenden Vorschriften, die unser Recht auf Berufsausübung einschränkten. Die Beamten, mit denen wir es bei den Polizeibehörden zu tun hatten, zeigten sich nicht immer freundlich, und wie sich später herausstellen sollte, unterhielten mehrere von ihnen mehr oder weniger enge Kontakte zu den Nazis in der deutschen Botschaft. Gewisse Bestimmungen wurden oft sehr kleinlich ausgelegt, ich entsinne mich z.B., dass ich für die Veröffentlichung von Artikeln in der vom Sozialministerium herausgegebenen Sozialen Zeitschrift eine polizeiliche Genehmigung brauchte.

Das dänische Bürgertum zeigte eine durchgängig freundliche, entgegenkommende Haltung, die geprägt war von Neugier und Mitgefühl, was nicht selten verletzend wirken konnte. Aus einem Gefühl der Selbstbehauptung heraus versuchte das dänische Bürgertum, darunter auch ein großer Teil der jüdischen Gemeinde, eine unangenehme Situation unter Kontrolle zu halten und sich einem Wunschenken hinzugeben: So etwas kann hier nicht passieren. [...] Emigranten sind empfindlich und deshalb undankbar. Das ist ihr Recht und vielleicht ihre Rache an dem unverdienten Schicksal, ungebetener Gast und zugleich Opfer eines gefürchteten Systems sein zu müssen. Ihre Forderung nach Gleichberechtigung ist verletzend, weil man nicht glaubt, diese Forderung erfüllen zu können, und so wird Recht als Unrecht aufgefasst.

Ich selbst hatte es, ohne Familie und ohne Verpflichtungen, relativ leicht. Ich bekam die Genehmigung, für die Gewerkschaftspresse und die Zeitschriften der Ministerien zu schreiben, und es mangelte mir nicht an Ideen. Aber was ich damit verdiente, reichte kaum zum Leben. Deshalb beantragte ich eine Genehmigung, die ich von der Polizei auch erhielt, für den Verkauf von Abonnements und Anzeigen für eine internationale Textilzeitschrift, die in Amsterdam herausgegeben wurde; eine Arbeit, die es mir ermöglichte, einen großen Teil Dänemarks kennen zu lernen.

Bereits im Laufe meiner ersten Jahre im Exil wurde ich zu einem Verbindungsglied zwischen den deutschen Eisenbahnern und der Internationalen Transportarbeiter-Föderation, was mich oft nach Amsterdam

führte. [...] Kopenhagen und Amsterdam wurden wichtige Zwischenstationen für die illegalen Treffen mit Freunden und Kollegen aus Deutschland. Sie kamen zu uns, die wir da draußen waren, und wir waren verzweifelt darüber, wie wenig wir helfen konnten. Viele fuhren enttäuscht wieder nach Hause, aber für einige waren wir trotzdem wichtig, weil wir zumindest Brücken schlugen und den Glauben an die Zukunft aufrechterhalten konnten. [...]

Nach zwei Jahren in Dänemark nahm mein Leben eine entscheidende Wendung. Ich begegnete Lotte Friediger, Tochter des dänischen Oberrabbiners. Wir verliebten uns ineinander und haben seitdem zusammengehalten, aber Lottes Eltern fiel es anfangs schwer, mich, der ich kein gläubiger Jude war, zu akzeptieren. Lotte studierte Medizin, und über sie bekam ich engen Kontakt zu dänischen Studenten. Im drohenden Schatten Hitler-Deutschlands war die dänische Jugend schnell aufgewacht und sich über die politischen Realitäten klar geworden, wobei ihre radikalen Gruppen, von denen Lotte einer angehörte, sich für einen kämpferischen Sozialismus einsetzten. Leider wurde als Folge des Konflikts zwischen Trotzlisten und Stalinisten, der Verwirrung auslöste, die politische Energie schnell verpulvert. Genau wie so viele andere Studentenbewegungen später verschlissen die dänischen Gruppen ihre Kräfte mit Streitigkeiten, die nicht die ihren waren, und kämpften für Parolen, mit denen sie eigentlich nichts zu tun hatten. Ihr Kampf und ihr Widerstand richteten sich hauptsächlich gegen ein träges Bürgertum, das nichts verstehen wollte und für das die Zeit seit dem Ersten Weltkrieg stehen geblieben war. Lotte führte ihren persönlichen Kampf um mich, den Emigranten, gegen ihre Eltern als Teil des Kampfes ihrer Generation gegen das bürgerliche Milieu. Ihre Eltern waren orthodoxe Juden, die sich rechtschaffen bemühten, den in das Land strömenden deutschen Juden zu helfen. Aber trotz allem blieben sie weiterhin, was ganz natürlich ist, ein Teil des dänischen Bürgertums. Mein Schwiegervater gelangte erst sehr spät zu der Einsicht, dass Religiosität und bürgerliche Normen in einer politischen und gesellschaftlichen Krise nicht als Maßstab taugen. Lottes Widerstand half ihm, dies einzusehen, und im Herbst 1939, nach fünfjährigem Kampf, wurde ich endlich als Schwiegersohn akzeptiert.

Durch das traumatische Erlebnis des Nationalsozialismus und durch das Exil war mir das jüdische Problem in all seinen Dimensionen bewusst

geworden. Zusammen mit Lotte und meinen vielen jüdischen Freunden unter den deutschen Flüchtlingen suchte ich in diesen Jahren nach einer Neuorientierung. Aus Deutschland kam die Parole: „Trag ihn mit Stolz, den gelben Klecks!“ [gemeint ist der gelbe Stern, den nach Anordnung der Nazis alle Juden sichtbar an der Kleidung tragen mussten], und in Dänemark lebte die Tradition einer ausgeprägten bürgerlichen Assimilation fort. In diesem Prozess, der noch dazu Teil der dänischen Nationalliteratur wurde, war das Judentum meist auf eine sentimentale Erinnerung reduziert. In den Dreißigern formte sich jedoch in der Gedankenwelt vieler dänischer Juden ein Verteidigungsmechanismus, der in vielen Fällen aggressive und jüdisch-nationalistische Züge annahm. Man kann dies als etwas ganz Natürliches ansehen, aber es stand sowohl formal als auch inhaltlich im Widerspruch zu all dem, für das die Opposition gegen den Nationalsozialismus stand. Schon 1933 hatte Lotte sich, als ihr klar wurde, dass selbst die sozialistischen Zionisten Übergriffe gegen arabische Bauern in Palästina begingen, von der zionistischen Jugendbewegung distanziert. Für mich war das Judentum nie ein persönliches Problem gewesen, und nicht einmal das Erlebnis des Nationalsozialismus vermochte aus mir einen nationalistischen Juden zu machen. [...]

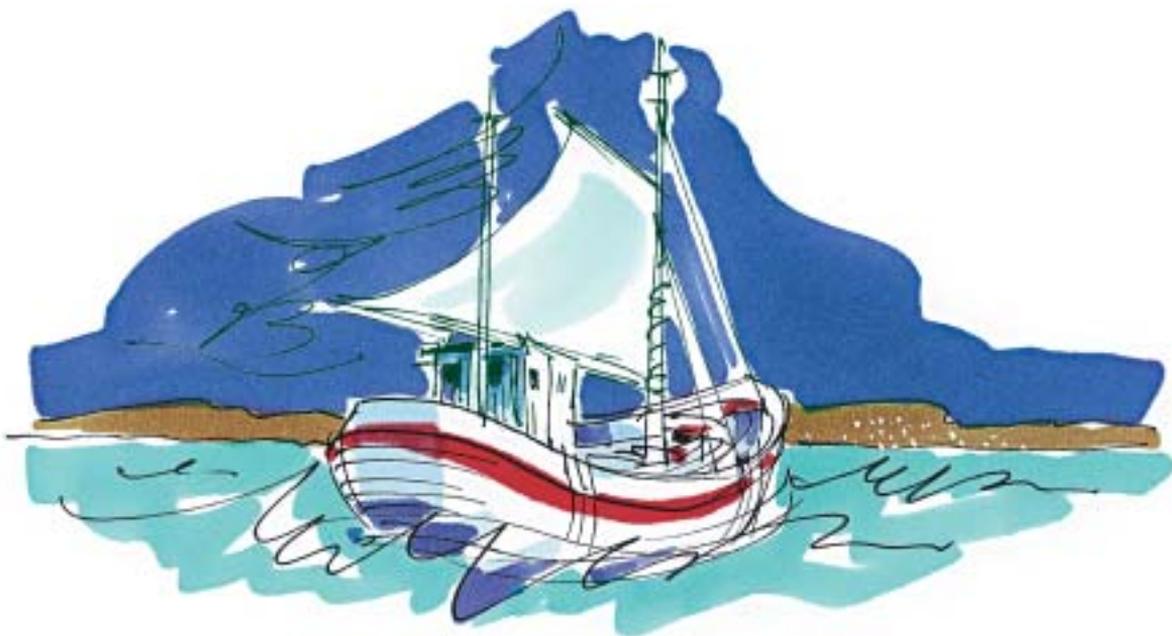
Ich wohnte in einer Pension in der Vesterbrogade, nur einige Schritte vom Rathausplatz entfernt, die für mich ein Zuhause wurde. Dort lebte ich in schönster Eintracht mit dänischen Beamten und anderen, und für viele Jahre blieben wir ein geschlossener Kreis. Aber ansonsten lebten Dänen und Emigranten trotz der dänischen Gastfreundlichkeit in verschiedenen Welten. Es gab Trennlinien, auch wenn diese unsichtbar waren ... Dies lag vielleicht nicht so sehr an den Dänen, sondern eher an meiner politischen Einsicht, dass der Nationalsozialismus weiterrollen würde, und dass mein Leben noch für viele Jahre das eines Emigranten sein sollte. Ich fühlte dies instinktiv und hatte stets einen fertig gepackten Koffer unter dem Bett und 2000 Kronen in einem Buch versteckt. [...]

Nach diesen Monaten voller Unruhe und Gerüchte hörte ich an diesem Tag frühmorgens Flugzeugstaffeln über Kopenhagen hinwegdonnern. Ich zweifelte keinen Moment lang daran, was geschehen war und was ich zu tun hatte. Ich nahm meinen kleinen Reisekoffer und meine 2000 Kronen und fuhr zu Lotte hinaus, die bei ihren Eltern wohnte. Ich wusste, sie würde mit mir gehen. Denn warum sollten wir uns

durch Hitler trennen lassen – wir hatten ja mit seiner Ankunft tatsächlich seit langem gerechnet. Lotte war bereit – sofort. Mein Schwiegervater versuchte – natürlich – uns zurückzuhalten. Er hätte uns am 14. April, nur fünf Tage später, trauen sollen und konnte es nicht fassen, dass seine Tochter das Haus ihrer Eltern unverheiratet verlassen sollte. Aber Arthur, Lottes sieben Jahre jüngerer Bruder, hatte alles bereit. In weniger als einer halben Stunde konnte er uns das Auto eines Freundes zur Verfügung stellen, und am Morgen, kurz nach acht, fuhren wir durch die schreckensstarre Stadt und über den Strandvej hinauf nach Helsingør zu einem letzten Gespräch mit „König Peder“ [Bürgermeister von Helsingør]. Als wir den Hafen erreichten, legte gerade eine Fähre ab, und man sagte, dass diese bis auf weiteres die letzte wäre, da deutsches Militär bereits ein Fahrverbot verhängt hätte.

Was sollten wir jetzt tun? Wir fuhren langsam die Küste Nord-See-lands entlang nach Norden, auf der Suche nach einem Fischer, der es trotz des Verbots wagen würde, uns nach Schweden überzusetzen. Unterwegs begegneten wir drei anderen Flüchtlingen, die zu Fuß waren und ebenfalls ein Boot suchten. Wir nahmen sie im Auto mit. Nach vielen vergeblichen Versuchen fanden wir schließlich gegen drei Uhr nachmittags – es war der längste Morgen meines Lebens – in Gilleleje einen Fischer, der bereit war, uns zu helfen. Ein Mann mit einem sorgenschweren Gesicht. Wie er uns sagte, hatte er einen lungenkranken Sohn und befand sich in großen Geldnöten, da sich seine Einnahmen durch den langen, eisigen Winter verschlechtert hätten. Für die 2300 Kronen, die wir dabei hatten, riskierte er seine Freiheit und verstaute uns alle fünf auf seinem Boot in dem engen Raum unter Deck. [...]

Wir mussten lange warten, bis wir losfuhren, denn der Fischer beobachtete alle Schiffe im Hafen und draußen auf dem offenen Wasser. Nach einer geraumen Weile servierte er uns ganz überraschend Kaffee und Plundergebäck – ein würdiger Abschied von Dänemark. Danach legte er dann endlich ab, und es dauerte etliche Stunden, bis wir die kurze Strecke über den Øresund zurückgelegt hatten, denn immer wieder stoppte er den Motor und tat so als ob er fischte. Die drei Stunden in atemloser Spannung unter Deck kamen uns endlos vor. Es war schon längst dunkel geworden, als er uns an der schwedischen Küste an Land setzte, in Höganäs, ganz außen an der Mole, damit die Hafenbehörden ihn nicht



...Wir mussten lange warten, bis wir losfahren, denn der Fischer beobachtete alle Schiffe im Hafen und draußen auf dem offenen Wasser. Nach einer geraumen Weile servierte er uns ganz überraschend Kaffee und Plundergebäck – ein würdiger Abschied von Dänemark. Danach legte er dann endlich ab, und es dauerte etliche Stunden, bis wir die kurze Strecke über den Øresund zurückgelegt hatten, denn immer wieder stoppte er den Motor und tat so als ob er fischte. Die drei Stunden in atemloser Spannung unter Deck kamen uns endlos vor...

zwingen konnten, uns wieder nach Dänemark zurückzubringen. Während der Überfahrt hatte der Fischer, ohne dass ich ihn darum gebeten hätte, mir 300 Kronen in die Hand gedrückt, damit wir nicht ganz ohne Geld nach Schweden kämen. Wir sprangen an Land, und in rasender Fahrt hielt das kleine Boot wieder auf die See zu.

Langsam, ganz langsam gingen wir die Mole entlang, und als wir zur Hafenmeisterei kamen, war das Fischerboot längst am Horizont verschwunden. Das Hafenpersonal bereitete uns einen herzlichen Empfang. Seit den frühen Morgenstunden war die Verbindung nach Dänemark abgerissen, und die Schweden sahen mit Bangen den folgenden Stunden entgegen, die vielleicht eine deutsche Invasion in Schweden bringen würden. Sie hörten sich unsere Geschichte an, wir bekamen erneut Kaffee, und der höchste Beamte am Ort beschloss, uns so bald wie möglich nach Stockholm weiterzuschicken.

Noch einmal Dänemark, 1946-47

Im Laufe der Kriegsjahre war Dänemark ein anderes Land geworden. Noch eineinhalb Jahre nach der Befreiung war das Leben der Bevölkerung von großen politischen und sozialen Spannungen bestimmt. Die Widerstandsbewegung hatte zwar gesiegt, aber bereits in der Stunde des Sieges war sie politisch gesehen zum Tode verurteilt, wie so viele andere europäische Widerstandsbewegungen. Noch mehr beeinträchtigt wurde die Situation des Landes dadurch, dass seine Intellektuellen zum großen Teil Kommunisten geworden waren und damit zum herrschenden Gesellschaftssystem in Opposition standen.

Genau so, wie ich es auf den Philippinen beobachtet hatte, war es das schnelle Zurückschwenken auf das politische System der Vorkriegszeit, das einen großen Teil der Macht dem konservativen Bürgertum in die Hände spielte. In ähnlicher Weise wie alle Kleinstaaten Europas hatte Dänemark vor dem Krieg mit dem Mut der Verzweiflung versucht, dem Druck des Nationalsozialismus zu widerstehen und unter schwersten Bedingungen eine – wenn auch begrenzte – Offenheit gegenüber der Außenwelt zu bewahren. Aber nach dem Krieg befand sich das Land in geistiger Hinsicht in einer viel schlechteren Situation als in den Dreißigern. Das Land war innerlich gespalten und litt unter dem eifrigen Kampf der Widerstandsbewegung gegen die Mitläufer des Nationalsozi-

alismus, und man begann, die weltpolitischen Ereignisse aus einem engeren, nationalen Blickwinkel zu betrachten. Somit begann eine Zeit gewisser geistiger Stagnation, die bis heute nicht verschwunden ist. Natürlich gab es Einzelne, die sich der Massensuggestion entzogen, und die für eine globalere Sichtweise und vor allem gegen die panische Angst vor den Russen kämpften. In Wirklichkeit hatte die Sowjetunion ja Bornholm den Dänen friedlich zurückgegeben, während die Amerikaner noch heute ihre Stützpunkte auf Grönland haben.

Es war merkwürdig, entdecken zu müssen, über wie wenige Themen man mit den alten Freunden noch sprechen konnte. Sie wussten über kaum etwas anderes zu reden als über die Probleme mit den Mitläufern und die merkwürdige Massenflucht über den Øresund. Wenn man über internationale Probleme sprechen wollte, flossen ihre Aussagen von einem so grenzenlosen Vertrauen in die amerikanische Macht und Güte über, dass man kaum seinen eigenen Ohren trauen wollte. In jedem Fall wirkte sich diese geistige Eingeschränktheit auch darauf aus, wie man mit mir umging. Die dänischen Behörden konnten offen gesagt die politische Dramatik meines Schicksals nicht verstehen. Anderen deutschen Emigranten in Dänemark wurde die Flüchtlingszeit in Schweden nicht von den fünfzehn Jahren Aufenthalt abgezogen, die dem Gesetz nach für den Erwerb der dänischen Staatsangehörigkeit erforderlich waren, aber meine Abwesenheit wurde als endgültiger Abbruch angesehen. Es half nichts, dass ich als politischer Flüchtling anerkannt wurde, dass ich einen dänischen Pass besaß und das Land am Tage der deutschen Besetzung verlassen hatte; ich hätte weitere acht Jahre in Dänemark leben müssen, um die Staatsangehörigkeit bekommen zu können. Außerdem erhielt ich von Jens Otto Krag, dem neuen Leiter des Wirtschaftsausschusses der Arbeiterbewegung, wo ich vor der Besetzung gearbeitet hatte, eine offizielle Mitteilung, dass man an meinen konjunkturpolitischen Übersichten nicht länger interessiert wäre und man mich nicht wieder einstellen könnte. Es ist natürlich nicht auszuschließen, dass ich – hätte ich trotzdem darauf gedrängt – mit Hilfe alter Freunde in der Gewerkschaft oder in der Partei eine Anstellung hätte bekommen können, aber ich hatte keine Lust, mich jemandem aufzudrängen, der mich als Mitarbeiter so klar und deutlich abgelehnt hatte.

Ich hatte also keine richtige Arbeit, was mich sehr bedrückte, obwohl

bei Lottes Eltern für uns gesorgt war. Ich schrieb wieder Artikel für die Gewerkschaftspresse, aber auch die hatte inzwischen das Interesse an internationalen Fragen verloren. [...] Die einzige konstruktive Aufgabe in diesen Monaten erhielt ich von dem radikalen Historiker Albert Olsen, der nach hartem Kampf Professor für Geschichte an der Universität Kopenhagen geworden war. Er forderte mich auf, einen Bericht über das Problem der Landwirtschaft auf den Philippinen zu schreiben; das Institut für Geschichte und Volkswirtschaft, dessen Leiter er war, wollte die Abhandlung gegen ein angemessenes Honorar veröffentlichen. Ich machte mich an die Arbeit, die sich als leicht erwies, da ich das gesammelte Material in meinem Buch in Berkeley analysiert hatte, und nach einigen Wochen konnte ich das Manuskript abliefern. Zur gleichen Zeit aber starb Albert Olsen, und kurz danach teilte mir das Institut kurz und bündig mit, dass die Abhandlung nicht angenommen werden könnte. Man gab dafür weder einen Grund an noch gab man mir Gelegenheit für ein klärendes Gespräch. Ich glaube, dass diese Ablehnung nicht allein von der spürbaren Verringerung der internationalen Perspektive herrührte, sondern eher ein Beweis dafür war, dass der amerikanische Kultureinfluss sich allmählich auch in Dänemark durchgesetzt hatte. Man befürchtete wohl, dass meine kritische Analyse amerikanischer Kolonialpolitik sich auf die finanziellen Beiträge großer amerikanischer Stiftungen für die dänische Wissenschaft und Forschung und die dänisch-amerikanischen Beziehungen schädlich auswirken könnte. Noch peinlicher wurde die Situation, als sich das Institut auch weigerte, mir mein mit Albert Olsen vereinbartes Honorar auszuzahlen, und es bedurfte des Eingreifens eines Rechtsanwalts, bevor ich es von ihnen bekam. Als einige Jahre später mein Buch „Agrarian Unrest in Southeast Asia“ erschienen war, das mir internationales Renommee und eine nicht unbedeutende Stellung bei der FAO einbrachte, konnte ich in meiner Wohnung in Rom einen dieser Herren begrüßen, die damals die eigentümliche abschlägige Antwort unterschrieben hatten.

Bis heute weiß ich nicht, ob es Dänemark war, das mich aufgegeben hat, oder ob ich es war, der Dänemark aufgegeben hat. Jedenfalls habe ich die Scheidung nie bereut. Meine persönlichen Verbindungen zu alten dänischen Freunden haben weiter bestanden und begannen sich erst in den letzten Jahren zu lösen, als viele von ihnen starben.

1936

Dänische Idylle in einer geplagten Welt, 1936

Karel Čapek (1890-1938) war tschechischer Philosoph und Schriftsteller, der in den 1920er Jahren in einer Reihe von Schauspielen und Romanen seine Zeitgenossen vor der modernen Technik warnte, die seiner Auffassung nach den Menschen mit der Zeit die Macht entreißen würde. Er fürchtete, dass hoch entwickelte Roboter – ein Wort, das sein Bruder, der Maler Josef Čapek, bekannt machte – die Welt erobern würden. In dem berühmten Roman „Der Krieg mit den Molchen“ von 1936 (dänisch „Krigen mod salamanderne“, 1937) gibt es eine Art von Meerechsen, die die Kontrolle übernehmen und die Völker unterdrücken. Karel Čapek fürchtete den Industrialismus, fand jedoch gegen Ende seines Lebens, dass in den nordischen Ländern die unberührte Natur und die ländliche Idylle erhalten geblieben waren. Er schilderte dies in einem Reisebuch von 1936, als er die nordischen Länder besuchte und die dänischen Inseln in charmanten Wendungen beschrieb, ergänzt durch eigene kleine Vignetten. Dänemark hatte in den Jahren zuvor nach dem Wall-Street-Börsenkrach 1929 eine ernste Wirtschaftskrise durchgemacht, aber 1936 nahm der Wohlstand in Dänemark wieder zu.

Aus: Karel Čapek: "Travels in the North Exemplified by the Author's Own Drawings". Allen & Unwin, London 1939. S. 19-33. [Nach der dänischen Übersetzung dieses Auszugs von Hans Henrik Breitenstein und Villads Villadsen.]

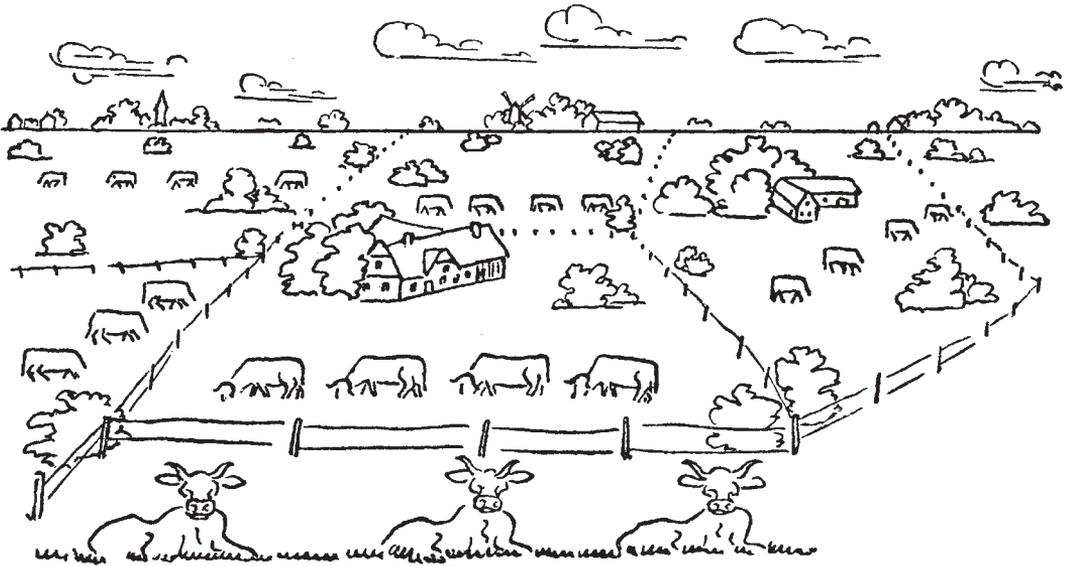
Dänemark

Und man überquert die deutsche Grenze und schreitet weiter über Jütlands Scholle. Auf den ersten Blick gibt es keine auffallenden Kontraste; auf beiden Seiten der Grenze erblickt man die gleiche ebene Landschaft, weich und etwas wellig, gerade noch so, um nicht sagen zu können, sie wäre so flach wie eine Tischplatte; die gleichen schwarzbunten Kühe auf beiden Seiten, aber während die Postboten auf der deutschen Seite dunkelblaue Jacken tragen, sind sie hier hübsch rot; und während dort Bahnhofsvorsteher wie Bahnhofsvorsteher aussehen, erinnern sie auf dieser Seite an freundliche, ältere Schiffskapitäne. Es sind erst die Menschen, die mit ihren Regierungen und allen möglichen unterschiedlichen Systemen die großen und krassen Unterschiede in der Welt schaffen. Warum nicht die Lippen spitzen und lustige Melodien pfeifen, während uns die schwarzbunten Kühe ihre sanften dänischen Augen zuwenden?

Ein kleines, zartgrünes Land, als lägen die flachen Felder in bunten Farben auf einer Karte; grüne Wiesen und grüne Weiden, darauf verteilt Kuhherden; der dunkle Zwergholunder mit seinen weißen Blüten, blauäugige Mädchen mit einer Pfirsichhaut wie Milch, gemächliche und besonnene Menschen, das ebene Land, dessen Konturen mit einem Lineal gezogen sein könnten; irgendwo in der Nähe, sagen sie, gibt es eine Anhöhe, die sie gar „Himmelsberg“ nennen; ein Mann, den ich kenne, suchte per Auto danach, und weil er ihn nicht finden konnte, fragte er die Leute, welchen Weg er einschlagen sollte; und sie sagten ihm, er müsste schon verschiedene Male über diesen „Berg“ hinweg gefahren sein. Aber das macht nichts; dafür hat man einen weiten Blick in die Ferne, und wenn man sich auf die Zehenspitzen stellt, kann man vielleicht sogar das Meer sehen. Ja, warum nicht, es ist ein klitzekleines Land, auch wenn es insgesamt fünfhundert Inseln zählt; es ist eine kleine Scheibe Brot, jedoch dick mit Butter bestrichen. Und Gott sei Dank für die Kuhherden, die Scheunen und prallen Euter, die Kirchtürme in den Baumkronen und die Windmühlenflügel, die sich in der frischen Brise drehen.

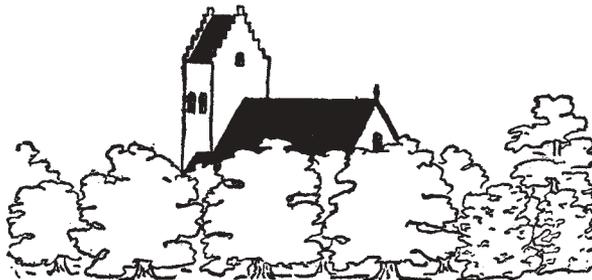
Und schon hatten wir die hübsche, neue Brücke über den Kleinen Belt überquert und waren auf der Insel Fünen, die mehr wie ein Garten als gewöhnliches Land aussieht. Eigentlich sollte ich den herrlichen Weg zwischen den Weiden entlang spazieren, den Weg entlang zwischen Erlengebüsch, den Weg entlang zum Kirchturm in der Ferne; aber wir

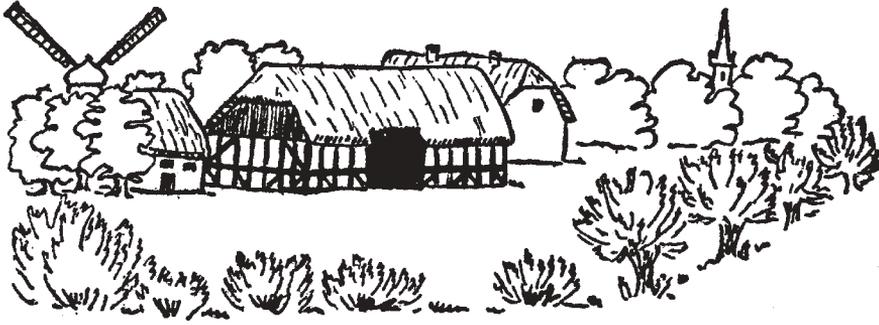
sind hier nur auf der Durchreise, verehrter Weg, denn unsere Pilgerfahrt führt uns zur Mitternachtssonne. Hier gibt es keine Dörfer wie bei uns zu Hause, nur Höfe einzeln über die Weiden verstreut; Höfe mit roten Dächern; und von einem Hof zum anderen fährt der Postbote in der roten Jacke auf seinem Fahrrad. Jeder Hof liegt für sich inmitten seiner grünen Felder, und an der Westseite, von wo der Wind kommt, ist der Hof bis hoch zum Schornstein von einem Baumgürtel verdeckt; alle Felder sind mit Stahldraht eingezäunt, und gemächliche Pferde mit weißen Mähnen oder rotbraune Kühe grasen auf ihnen in schönen Reihen; sie sind in Wirklichkeit angepflockt, man sieht die Pflöcke jedoch nicht, und deshalb wundert man sich, dass sie hier so wohlerzogen sind und in hübsch geordneten Reihen grasen. Oder sie liegen alle zusammen da, in ungestörter Ruhe und im Takt wiederkäuend. Oder eine Schafherde ohne schwarze oder rüdigte Exemplare, alles ausgewählte kleine Schafe, grast zur Rechten den Schöpfers. Man sieht auch Holunderbäume, unbeweglich und glücklich grasend zusammen mit runden Weiden und fetten, wohlgenährten Bäumen, die friedlich die Nässe des Bodens, den Wind und das Sonnenlicht des Tages wiederkauen. Das Ganze ist eine Weide Gottes. Nichts anderes als das Anwesen des einen Gottes, wo das Werk des Menschen unsichtbar ist, so gut und rein ist es gemacht.



Und es sieht wirklich so aus, als wäre alles aus einer großen Spielzeugkiste genommen und mit Sorgfalt über das sanfte, ebene Land verteilt worden; hier Kinder, Ihr könnt spielen, hier sind Häuser und Ställe, braune Kühe und Pferde mit weißen Mähnen. Hier habt Ihr eine weiße Kirche, und ich werde Euch erzählen, warum sie 13 Stufen hinauf zum Turm hat: Das sind die 12 Apostel und auf der Spitze sitzt Jesus Christus selbst. Und jetzt setzt Ihr alles auf die grüne Weide in Reihen und Quadraten, damit es gefällig und vollständig wirkt; stellt hier eine Windmühle hin und da einen Postboten in seiner roten Jacke, dort einen Hain mit Bäumen und hierher ein paar Kinderfiguren, die Euch zuwinken (ja, ein Zug muss da sein); und sagt mir dann, ob das nicht ein herrliches Spiel ist! Ja, ist das nicht Odense, die Stadt Hans Christian Andersens? Deshalb ist das Spielzeug zum Leben erwacht, deshalb schlagen die Kühe mit dem Schwanz, heben die Pferde ihre schönen Köpfe und bewegen sich die Menschenfiguren von einem Ort zum anderen, gelassen und ruhig. Das also ist Fünen.

Und weil Fünen eine Insel ist, muss ringsherum Meer sein; das klare, glänzende Meer, und Spielzeugboote darauf, die weißen Flügel der Segel und die schwarzen Schleier der Dampfer; und weil es ein Spiel ist, schieben wir unseren Zug an Bord eines Schiffes und reisen mit dem Zug übers Meer. Sagte ich nicht, es sei ein Spiel? Denn das Schiff ist voller Kinder, es tuckert über den Großen Belt mit seiner Ladung kleiner Kinder; blauäugige, sommersprossige, rastlose und zwitschernde Kleine, kleine Mädchen, rothaarige Mädchen und freche, die wie Hühner in einem Hühnerstall herumflattern. Gott weiß, wohin sie diese Art Fracht bringen; alle Möwen des ganzen Belts sind herbeigeeilt, um einen Blick





auf diese Menschenbrut zu werfen, und sie begleiten das Schiff wie eine riesige Fahne, flatternd und kreischend.

Diese geraden, ebenen Striche am Horizont, das ist Dänemark; Fünen liegt hinter uns, und voraus Seeland, und Sprogø und Agersø; man sollte nicht glauben, dass Menschen, Kühe und Pferde auf diesem feinen, kleinen Strich leben können. Schau dir das an, ganz Dänemark besteht aus purem Horizont, aber wie viel Himmel haben sie dafür über ihren Köpfen!

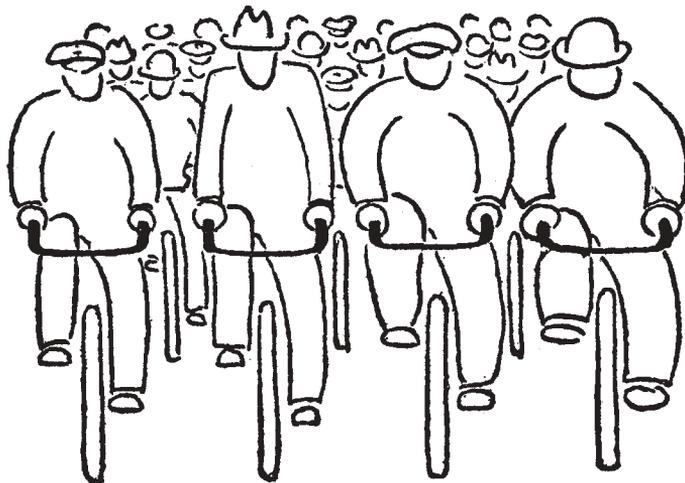
Seeland, eine grüne Weide für Kühe, Schafe und Pferde; sieh nur, welch lächelndes Land, überall Kühe, lauter Kühe, welch gesegnetes Land der Kühe! Am Feldrain Zwergholunder und Besenginster, auf den Wiesen Erlengebüsch und Weiden; und über jedem Hof dicht belaubte, schwere Baumkronen, mächtig wie Dome. Es gleicht einem Park, und dabei ist es eine Fabrik zur Herstellung von Butter, Eiern und Schweinen; man könnte auch sagen, dass diese Kühe nur zum Schmuck hier seien, und zum Frieden Gottes. Nur sehr wenige Menschen; wenn überhaupt jemand da ist, ist es ein Gärtner mit Strohhut, oder, was wahrscheinlicher ist, ein Wallach, der mit weißer Mähne ernst und weise einem davonfahrenden Zug hinterherstarrt. Dann zieht er die Schultern hoch. Wozu diese Eile? Um einen Blick gen Norden zu werfen, Wallach! Und was gibt es dort? Dort sieht und erfährt man, wie Menschen, Pferde und Rentiere da oben leben. Rentiere? Was ist das? Das ist eine Tierart, Wallach, sie haben Geweihe und ziehen Schlitten, wie du auch. Ich ziehe nichts, Mensch. Hast du hier ein einziges Zugpferd gesehen? Wir grasen nur, und ab und zu meditieren wir, bis unsere Mähnen weiß werden.

Kopenhagen

Ein dicker Bauernbengel mit einem zu großen Kopf und zu großer Intelligenz: Das ist Dänemark. Welch eine Vorstellung, eine Hauptstadt mit einer Million Einwohnern auf dem Torso einer Nation von drei Millionen; eine schöne Stadt, königlich und fast neu, lebendig und geräumig. Vor nur einigen hundert Jahren noch, sagt man, wurden Kopenhagens Tore nachts gewöhnlich geschlossen, und der dänische Herr König hatte die Schlüssel der Stadt gewöhnlich auf seinem Nachttisch liegen.

Heute gibt es keine Stadttore mehr, und Kopenhagen wird das „Paris des Nordens“ genannt. (Auf den Lofoten und in Vesterälen gilt Tromsø als „Paris des Nordens“, aber da sind die Bedingungen ja auch anders.) Kopenhagen hat heute den Ruf, eine flatterhafte, ja zügellose Stadt zu sein, und ihr wurde schon ein schlimmes Ende voraus gesagt. Es gibt in der Tat eine Reiterstatue eines Königs hier; und weil die Statue aus Blei gefertigt ist, ist dieses Pferd vom Tragen des bleischweren Königs müde geworden, und sein Leib senkt sich langsam aber sicher dem Boden zu. Wenn der Leib den Sockel berühren würde, sagt man, würde Kopenhagen untergehen. Und ich habe wirklich ältere wie auch junge Menschen bis weit in die Nacht auf Bänken bei dieser Statue sitzen sehen; vielleicht warteten sie auf ein Zeichen des Untergangs.

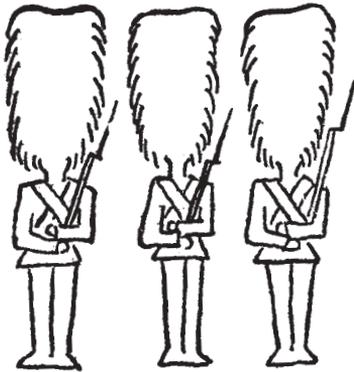
Spricht man von Kopenhagen, denkt man an Kopenhagener Porzellan; aber es gibt noch viele andere Dinge, die bemerkenswert sind:



Punkt Eins: Männer und Frauen auf Fahrrädern. Davon gibt es hier genauso viele wie in Holland, und sie spurten in Schwärmen, in Strömen oder paarweise durch die Straßen. Hier ist das Fahrrad kein Transportmittel mehr, es ist zu einem nahezu universellen Grundstoff geworden, genau wie Erde, Wasser, Feuer und Luft.

Punkt Zwei: Modengeschäfte. Nirgendwo habe ich so viele Geschäfte mit modischer Kleidung für Frauen gesehen wie in Kopenhagen; es ist ein ebenso kollektives Phänomen wie die Wirtshäuser in Prag oder die Kaffeehäuser in den Häfen nördlich des Polarkreises.

Punkt Drei: Keine Polizisten auf den Straßen. „Wir können auf uns selbst aufpassen.“



Punkt Vier: Die Königliche Leibgarde mit kolossalen Bärenfellmützen. Ich habe zwölf von ihnen gesehen, es war ein beeindruckender Anblick. „Hier“, erklärte unser Führer, indem er stolz auf sie zeigte, „sehen Sie die Hälfte unseres Heeres.“

Punkt Fünf: Kunstsammlungen. Jeder, der französische Bildhauer, Falguière, Carpeaux und Rodin sehen will oder sich für Paul Gauguin interessiert, muss nach Kopenhagen reisen. Das alles kommt vom Bier. Hier liegt die große Brauerei Carlsberg, von der der größte Anteil des Gewinns in den berühmten Carlsberg Fonds zur Förderung von Kunst und Wissenschaft fließt. Oh Gott, wenn wir daheim zur Freude der Kunst trinken würden, dann gäbe es wirklich Statuen und Gemälde! Aber einen Carl Jacobsen und seine Frau Ottilia gibt es nicht in allen Ländern. Das wäre zu grandios.

Punkt Sechs: Svend Borberg. Er ist Journalist, Schriftsteller, Tänzer, Schauspieler und Bildhauer, Schwiegerenkel von Ibsen und Björnson, ein schlanker und prächtiger Mann mit dem Gesicht eines Diplomaten aus der Zeit des Wiener Kongresses. Diejenigen von Ihnen, die Kopenhagen gesehen haben und Borberg nicht begegnet sind, haben nichts erlebt, und Sie sind nutzlos von der Vesterbrogade um den Tivoli zum Schloss Amalienborg gelaufen; aber trotzdem sollten Sie in den Tivoli gehen, denn:

Punkt Sieben: Der Tivoli ist die Hauptstadt in Kopenhagen, eine Stadt voller Schaukeln, Schießbuden, Springbrunnen, Bars und Vergnügungen, eine Stadt voller Kinder, Verliebter und Menschen allgemein, ein großartiger Vergnügungspark, vielleicht einzigartig in der Welt wegen seiner Popularität und seines naiven, munteren Markttreibens.

Punkt Acht: Und was noch? Ja, Kanäle, Fischweiber, königliche Schlösser und Seemannskneipen, wo in der durchsichtigen Nacht unablässig die Harmonikas erklingen, ehrwürdige alte Handelshäuser, Runensteine und muntere Mädchen in getupften Kleidern aus den Modegeschäften, dicke und gesunde Kinder.

Punkt Neun: Ja, dicke und gesunde Kinder, aufgezogen mit Käse und Milch, genauso wie die Kopenhagenerin Anneke aus einem hellen, kleinen dänischen Haus.

Punkt Zehn: Und keine Bettler, insgesamt keine Spur von Schmutz oder Elend; vor kurzem gab es nur 16 Menschen, die zu Weihnachten kein Dach über dem Kopf hatten. Und keiner guckt dich misstrauisch an; man bestellt in einer Bar einen Whisky, und sie bringen die ganze Flasche; und dann sagt man ihnen selbst, wie viele Gläser man getrunken hat. Hier könnte man als Mann ein schönes Leben führen, aber das, liebe Freunde, nützt nichts, wir sind hier nur für den Augenblick und auf der Durchreise, also macht's gut.

Punkt Elf: Nur noch einen letzten Bummel entlang Langelinie, um zu sehen, wie die strahlenden Dampfer durch die durchsichtige nordische Nacht nach Göteborg fahren oder von Malmö kommen; es ist merkwürdig, immer beneiden wir das Schiff, das hinaus fährt, und den Strand, der hinter uns entschwindet.

1939

Jung verheiratet in Kopenhagen, 1939

Während politische Krisen tobten und Deutschland 1939 mit einem neuen Weltkrieg drohte, kam die junge englische Journalistin Monica Redlich, knapp 30 Jahre alt, nach Kopenhagen, wo sie heiratete und sesshaft wurde. Sie hatte bereits als Autorin von Büchern auf sich aufmerksam gemacht, in denen sie die Schwierigkeiten der jungen Engländerin beim Weggang von „This Island“ und den Eintritt in eine neue Kultur schilderte. In „A Young Girl's Guide to Good Behaviour“ (Leitfaden für junge Damen über gutes Benehmen) und „Summer Landscape – Denmark-England-USA“ (Sommerlandschaft: Dänemark-England-USA) erzählt sie mit englischer Ironie und Sinn für Humor von ihren früheren Erlebnissen. In ihrem nächsten Buch, „Danish Delight“ (Dänische Freuden), aus dem der folgende Auszug stammt, hat sie ihr Tagebuch aus der Zeit als jung verheiratete Frau in einer vornehmen Wohnung in Christianshavn in Kopenhagen überarbeitet. Das Buch erschien 1939 in zwei Auflagen, kurz bevor der Zweite Weltkrieg Dänemark und England trennte, fand jedoch nach dem Krieg weite Verbreitung als Reisebeschreibung und wurde in den folgenden Jahren mehrfach wieder aufgelegt.

Aus: Monica Redlich: „Danish Delight“. Druckworth, London 1939. S. 34-39 u. 196-198. [Nach der dänischen Übersetzung des vorliegenden Auszugs von Hans Henrik Breitenstein und Villads Villadsen.]

Mittwoch

Wie jede Großstadt hat Kopenhagen seine ganz persönlichen Geräusche. Wenn ich hier in dieser Wohnung sitze, kann ich mir nicht einen Augenblick vorstellen, in London zu sein. Statt der knirschenden Getriebe und dem leisen Summen der Londoner Busse haben wir hier Straßenbahnen, die wie Straßenbahnen in der ganzen Welt die Schienen entlang kreischen und mit nie aufhören wollenden und nervös-ungeduldigen kleinen Klingeln bimmeln. Lärm von Autos in festgefahretem Verkehrsgewühl ist ein fast unbekanntes Phänomen; Verkehrsstaus werden hier zu mindestens 95 Prozent von Fahrrädern verursacht, und infolgedessen sind sogar die Hauptstraßen weit geräuschärmer als in London. Die Geräusche des Hafens sind nah. Wir können hören, wie an jedem späten Abend die Bornholm-Fähre ihr Auslaufen kundtut, und die Frachter tuten, weil sie möchten, dass die Brücke geöffnet wird, damit sie hindurch fahren können. Wir können die Glocke hören, die die Fußgänger und Fahrzeuge vor dem Hochziehen der Brücke warnt, und können uns das rote Licht vorstellen, die Schlagbäume, das Schild „Halt bei blinkendem Warnlicht“ und die Menschenschlangen, die plötzlich in ihrem Gang gestoppt werden.

Das merkwürdigste aller Geräusche machen die Feuerwehrwagen. Sie haben Hupen, die nach Luft schnappen und dann die Luft wieder hinaus hupen, wobei sie einen Laut erzeugen, der ein Zwischending ist zwischen Keuchhusten und Eselsgeschrei. Diese beiden so hervor gebrachten Töne kann man, wenn sie ausgestoßen werden, noch weit die Straße hinunter hören. Einige spielen eine Oktave, einige eine Quarte und andere nur ein Halbtonintervall, und ich habe oft darüber gegrübelt, ob der Unterschied eine Bedeutung hat, oder ob es gar nicht Absicht ist, dass wir ihn bemerken.

Krankenwagen heulen nach dem gleichen Recherché-System, und das Gleiche gilt auch für eine erstaunliche dänische Einrichtung namens Falck. Falck ist ein bisschen so etwas wie die St. John's Ambulance Brigade, ein wenig in der Art der Pfadfinderjungen und ein wenig wie die Universal Aunts. Stürzt das Dach ein, ruft man Falck. Wird unmittelbar vor einem wichtigen Abendessen der Koch krank, wird Falck gerufen, und in wenigen Minuten kommt ein dampfendes, warmes Abendessen für 16 Personen. Sitzt eine Katze in einem Baum und kann nicht wieder herunterkommen, kommt Falck und hilft ihr dabei, und ich habe mir sagen lassen, dass Falck sogar einen vierten Mann für eine Partie Bridge

besorgen kann. Aus diesen lärmenden Geräuschen, dem Mówengeschrei, dem Kindergeheul und dem wütenden Gezanke der Enten besteht Kopenhagen, wie ich es hier Ved Volden höre. Wie Interpunktion und Ausschmückung einer Symphonie klingt das Glockenspiel der Erlöser Kirche, alle drei Stunden mit einer charmanten kleinen Psalmenmelodie und einem gelegentlichen Bravura-Ausbruch, wenn der Organist, oder wer nun gerade das Glockenspiel spielt, Lust dazu hat. Er spielt vaterländische Lieder, die Hugo in höchstem Maße entzücken, und seltsame, alte Modalmelodien, und mitunter etwas, von dem ich den Verdacht hege, dass es sein Lieblingsstück ist, und auch meines: Toccata in A von Paradies. Die Glockenspielkonzerte direkt vor dem Fenster gehören zu den vielen Freuden, die ich nicht vorhergesehen habe, als wir nach Kopenhagen kamen. Eine Art Vorgeschmack darauf erhielten wir allerdings, bevor wir in diese Wohnung zogen, als wir in einem Hotel nahe am Rathausplatz wohnten; denn die Rathausuhr hat das bezauberndste Geläut – in Moll, etwas mystisch und sehr schwierig, es sich auswendig zu merken –, das den Neuankömmling jede Viertelstunde mit seiner unerwarteten Haltung zum Gang der Zeit verblüfft. Zwei Mal am Tag, mittags und um Mitternacht, fängt die Rathausuhr auch zu singen an, ihre Melodie ist ein kurzes Nachtwächterlied, das perfekt zu dem Glockenspiel passt. [...]

Sonntag

Gestern abend ist Suzette mit dem eleganten roten Zug, dem „Engländer“, aus Esbjerg angekommen, und schon haben wir begonnen, Kopenhagen aus einem neuen, frischen Blickwinkel neu zu entdecken. Suzette ist eine meiner alten Schulfreundinnen, genauso aufgeschlossenen neuen Eindrücken gegenüber wie sie (den größten Teil der Zeit) tief schläft, wenn es darum geht, unter Anwendung des gewöhnlichen, gesunden Menschenverstandes auf sich selbst zu achten. Suzette könnte jederzeit den ersten Preis gewinnen, wenn es darum geht, auf gefährliche Weise aus einem Fahrzeug auszusteigen oder irgendein wichtiges warmes Kleidungsstück zu vergessen. Ansonsten ist sie recht klug, sieht alles und sagt direkt, was sie meint. Ihre Kommentare zu einigen meiner Hüte werden mir immer in Erinnerung bleiben, und wir freuen uns darauf, ihr Kopenhagen mit der entengeschnückten, sonnenbeschiedenen Stadt



...Die Gäste an unserem Nachbartisch nahmen eine Mahlzeit zu sich, von der ich nicht glaube, dass sie in das Bild irgendeiner ärztlich verordneten Diät passen würde: Krabben, Bier, Weißbrot und Butter – mitten am Nachmittag. Für die Krabben hatte Suzette vielleicht noch Verständnis, das Bier ließ sie gerade noch durchgehen, aber die Menge an Butter, die jeder der Gäste als Ration erhielt, war zu viel für sie...

mit Kupfertürmen, die Diana und George entdeckten, zu vergleichen.

Fürs Erste gingen wir heute Nachmittag in den Tivoli, tranken Tee und sahen, wie die Jungen-Garde des Tivoli eine donnernde Aufführung mit Militärmusik, Kornettsoli und jeder erdenklichen Raffinesse zum Besten gab. Suzette war vom Tivoli nur mäßig beeindruckt, aber beim ersten Anblick von Butter essenden Dänen verstummte sie.

Die Gäste an unserem Nachbartisch nahmen eine Mahlzeit zu sich, von der ich nicht glaube, dass sie in das Bild irgendeiner ärztlich verordneten Diät passen würde: Krabben, Bier, Weißbrot und Butter – mitten am Nachmittag. Für die Krabben hatte Suzette vielleicht noch Verständnis, das Bier ließ sie gerade noch durchgehen, aber die Menge an Butter, die jeder der Gäste als Ration erhielt, war zu viel für sie.

„Schau dir das an“, sagte sie fortwährend, mit immer leiserer Stimme.

„Guck dir das bloß an!“

Die Portionen hatten unstreitig die Größe einer nicht gerade klein geratenen Knolle Rote Beete, kunstvoll nach innen gedreht, wie eine geballte Faust oder eine Muschelschale. Sie nahmen, zusammen mit dem Bier, den Krabben und dem Brot, schnell ab, und ich musste zugeben, dass der Butterverzehr der Dänen sehr weit oben auf der Liste ihrer nationalen Leistungen angesiedelt werden konnte. Dagegen gibt es wahrlich nichts einzuwenden. Sie stellen die Butter selbst her, und sie machen das so gut, dass es wirklich verrückt wäre, davon keine Unmengen zu essen, aber wenn die Dänen über den unerklärlichen Umstand, fett zu werden, jammern (was sie oft tun), braucht man nicht länger nach der Erklärung zu suchen: sie liegt in der dicken und wunderbaren Schicht Butter, die oft dicker als das Brot selbst ist und die dieses und den Belag auf jedem einzelnen Smørrebrød zusammenhält.

Dies war Suzettes erster Kommentar zu unserem Leben hier drüben. Ihre zweite Bemerkung war, dass die Enten zu unverschämt wären. Es stimmt, dass sie zu dieser Jahreszeit recht viel schnattern, sie stoßen ein „Rap! Rap!“ in einem lang gezogenen, schneidenden Ton aus, wie kleine Jungen, die sich aus sicherem Abstand frech gegenüber größeren Jungen aufführen. Wir mögen unsere Enten eigentlich so sehr, dass wir sie einfach nur rührend finden, aber Suzette bezeichnet ihr Geschnatter als Hohngelächter und sieht immer etwas verärgert aus, wenn es losgeht, als ob sie irgendetwas an ihr entdeckt hätten, das sie nichts anging.

1945

Lustige Zeiten für einen Fallschirmsoldaten, 1945

Mit seinem Roman „Unten am Fluss“ aus dem Jahr 1972 (dänisch: Kaninbjerget, 1975) wurde Richard Adams (geb. 1920) weltbekannt. Geboren in Südengland in einer Familie von Naturliebhabern, war er sein Leben lang ein begeisterter Angler und liebte das Leben in Wald und Feld. Während der Studienzeit in Oxford wurde er im Zweiten Weltkrieg in ein Fallschirmjäger-Regiment eingezogen, mit dem er an schweren Kämpfen in verschiedenen Teilen Europas teilnahm und am 5. Mai 1945 auf dem Kopenhagener Flughafen Kastrup landete, wie er es selbst im Folgenden beschrieben hat. Später wurde sein Regiment nach Singapur abkommandiert, um die Rettung alliierter Kriegsgefangener aus japanischen Gefangenenlagern zu unterstützen – eine harte Umstellung nach den fröhlichen Tagen in Kopenhagen. 1947 wurde er nach Hause geschickt.

Aus: Richard Adams: "The Day Gone By, An Autobiography". Hutchinson, London 1990. S. 355-358. [Nach der dänischen Übersetzung des vorliegenden Auszugs von Hans Henrik Breitenstein und Villads Villadsen.]

Auch wenn sich die Reihen der Ersten Luftlandedivision aufgrund von Verlusten so gelichtet hatten, dass sie nicht an der Überquerung des Rheins teilnehmen konnte, eine Operation, die am 24. März begann, war sie nichtsdestoweniger nahe daran, ein weiteres Mal gegen die Deutschen zu agieren. Während die endgültige Katastrophe über das Dritte Reich hereinbrach und die Russen in großer Zahl quer durch Polen nach Preußen strömten, hielt das deutsche Heer, dessen Soldaten buchstäblich Rücken an Rücken kämpfen mussten, ein letztes Ziel aufrecht: Die Elblinie nach Osten hin zu halten, damit die Flüchtlingsströme diese auf dem Weg nach Westen überqueren konnten und damit eher unter britische und amerikanische als unter russische Besatzung kämen. Weit mehr als irgend einen anderen Feind fürchteten die Deutschen die Russen. Deshalb kämpften sie auch nach Hitlers Tod am 30. April 1945 noch acht Tage weiter.

Im März und April herrschte unter den Alliierten eine gewisse Besorgnis darüber, dass einige der fanatischsten Nazigrößen Dänemark zu einer Art Festung machen könnten und als Teil dieses Planes eine Verteidigungslinie entlang des Nord-Ostsee-Kanals errichten würden. Um dies zu verhindern, wurde die Erste Luftlandedivision darauf vorbereitet, augenblicklich von England loszufliegen und mit dem Fallschirm abzuspringen. Keiner in den Streitkräften erfuhr etwas davon; man konnte sich denken, dass ihnen die Idee kaum zusagen würde, jetzt, da sich der Krieg seinem Ende näherte. Ich selbst habe nie etwas von den Details des Planes erfahren, sie waren zu geheim, um bis zu einem gehorsamen Brasco durchzudringen. Aber ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie ich auf der Startbahn des Flugplatzes Barkston Heath mit den anderen wartete, den Fallschirm angeschnallt, alle bereit, an Bord der Flugzeuge zu gehen. Als Gruppenführer hatte ich einen versiegelten Umschlag erhalten, der einen Befehl enthielt und der „nicht geöffnet werden darf, bevor das Flugzeug in der Luft ist“. (Man hatte uns gesagt, es würde sich um eine „Luftlandeübung“ handeln.) Als es soweit war, sammelte Kommandant „Shirley“ Temple, unser G.3-Einsatzbefehlshaber, die versiegelten Befehle wieder ein, bevor die Flugzeuge abhoben. Welch grausige Aufgabe sie uns auch zugeteilt haben mochten (soweit ich weiß, hatte es möglicherweise überhaupt nichts mit dem Nord-Ostsee-Kanal zu tun), jetzt waren sie nicht mehr nötig. Wie alle anderen Länder in Europa



...Die dänischen Mädchen, sogar die, die nicht älter waren als 19 oder 20, waren „ein Bier vom Fass, ein Schnaps, ein Bier vom Fass, ein Schnaps“ in fast unendlicher Folge gewöhnt. Das verwirrte unsere Männer, denn sie merkten bald, dass sie ganz einfach nicht mithalten konnten. Nichtsdestoweniger waren die Mädchen aber kooperationsbereit, mitfühlend und verständnisvoll...

hatte auch Nazi-Dänemark kapituliert. Deshalb musste Kopenhagen sofort besetzt werden.

Weil ja die Erste Fallschirmjäger-Brigade jetzt startklar war, war es natürlich am einfachsten, sie loszuschicken. Wir flogen zum Flughafen Kastrup und landeten mitten in einem Freudentaumel, der nicht weniger ausgelassen war als der, der sich acht Monate früher in Brüssel abgespielt hatte. Diesmal waren die Menschen in ihrem Triumph und Jubel dem Siebenten Himmel möglicherweise noch näher, weil es, jedenfalls für die dänische Bevölkerung, das Ende des ganzen Krieges bedeutete. Vielleicht gab es ja auch noch zwei oder drei andere Ursachen dafür. Zum einen hatten die Dänen während der Nazi-Besatzung nur in relativ begrenztem Umfang unter Warenmangel gelitten. Sie erzählten tatsächlich selbst, dass Schokolade das Einzige war, was sie wirklich vermisst hatten. Es gab also genügend Schnaps, reichlich Kaviar, Steaks und geräucherten Lachs für die tapferen Engländer (die zur Rettung Dänemarks nichts weiter getan hatten als von England hierher zu fliegen). Zum anderen sind die Dänen mit dem englischen Volk ethnisch eng verwandt. Etwa 50% von uns sind von ihrer Abstammung her Dänen. Zum Dritten sind die Dänen im Gegensatz zu den Engländern sehr munter und vergnügungssüchtig und frei von der Schüchternheit und dem recht kühlen Gemüt, das so vielen Engländern eigen ist. Für die meisten britischen Luftlandtruppen war diese Begegnung mit Kopenhagen die schönste Überraschung ihres Lebens. Ich selbst bin seitdem in diese Stadt verliebt und besuche sie oft.

Eine eindrucksvolle Seite der Überraschung war die Trinkfestigkeit der dänischen Mädchen. Auf den ersten Blick wirkten sie auf einen gar nicht wie erfahrene Trinker. Die meisten finden dänische Mädchen ausgesprochen hübsch, und nicht nur die immer und überall vorhandenen Fahrräder und langen, wollenen Strümpfe (es gab selbstredend kein Benzin) unterstrichen ihren Charme, sondern auch der gewinnende Eindruck reiner Jugend. Ich habe britische Soldaten im Krieg im Allgemeinen so erlebt, dass stets, wenn es drauf ankam, ein oder zwei Glas Bier ausreichten, sie umzuhauen, ungeachtet all der großen Sprüche, was sie denn tun würden, wenn sie erst mal nach Belfast, Tel Aviv oder Brüssel usw. kämen. Hier und da traf man auf einen Unteroffizier Bater, aber nicht sehr häufig. Die dänischen Mädchen, sogar die, die nicht älter



...In der Mitte stand eine freistehende, ovale Bar, 10-15 Meter lang, umgeben von hohen Barhockern. Auf diesen Stühlen saßen, wenn man abends kam, Mädchen ohne Begleitung. Diese Mädchen waren jung und fast ausnahmslos auffallend schön. Sie waren stilvoll und zurückhaltend gekleidet, verhielten sich freundlich und sprachen fließend Englisch (und wohl auch Deutsch)...

waren als 19 oder 20, waren „ein Bier vom Fass, ein Schnaps, ein Bier vom Fass, ein Schnaps“ in fast unendlicher Folge gewöhnt. Das verwirrte unsere Männer, denn sie merkten bald, dass sie ganz einfach nicht mithalten konnten. Nichtsdestoweniger waren die Mädchen aber kooperationsbereit, mitfühlend und verständnisvoll.

Eine weitere Überraschung, an die ich mich erinnere, war die Wonder Bar. Das Hauptquartier der Brigade wurde im Dagmarhaus eingerichtet, einem der großen öffentlichen Gebäude mitten in Kopenhagen, an einem Platz gelegen. Nicht weit davon gab es eine bekannte, lustige Stammbar, die Wonder Bar. In ihrer Erscheinung und Einrichtung glich die Wonder Bar vielen anderen ihrer Art in Europa und Amerika. Sie war luxuriös eingerichtet, mit dicken Teppichen, Dienern in weißen Jacken und mit diskreter Pianomusik im Hintergrund. In der Mitte stand eine freistehende, ovale Bar, 10-15 Meter lang, umgeben von hohen Barhockern. Auf diesen Stühlen saßen, wenn man abends kam, Mädchen ohne Begleitung. Diese Mädchen waren jung und fast ausnahmslos auffallend schön. Sie waren stilvoll und zurückhaltend gekleidet, verhielten sich freundlich und sprachen fließend Englisch (und wohl auch Deutsch). Sie wussten, wie man Konversation betreibt, und besaßen keine schlechte Bildung. Man hätte ohne die geringste Verlegenheit eine von ihnen mit nach Hause nehmen können, um sie seiner Mutter vorzustellen. Es waren Edel-Prostituierte. Nie zuvor waren wir Frauen begegnet, die diesen in irgendeiner Art ähnlich waren. Sie wurden nie von oben herab betrachtet oder verächtlich behandelt, wie entsprechende Frauen in England, und die Wonder Bar wurde auch nur als Spaß und als nichts anderes angesehen. „Man würde sich nicht trauen, seine Frau mit hierher zu bringen,“ witzelte einer meiner Freunde unter prustendem Lachen, „stell dir vor, wenn all diese schlimmen Mädchen „Guten Tag! Guten Tag!“ sagen würden“.

Ich habe mich nie mit diesen Frauen eingelassen. In dem befreiten Kopenhagen war das nicht nötig, denn als britischer Soldat musste man sich die Mädchen mit beiden Händen vom Leib halten. Sonst wäre man zu nichts anderem gekommen.

Die Haltung der Dänen gegenüber den abziehenden Deutschen war bemerkenswert. Die Deutschen hatten den Befehl erhalten, ihre Waffen niederzulegen, ihre Transportmittel zu übergeben und sich danach zu

Fuß nach Hause zu begeben. Wenn sie die Straßen entlang marschierten, blieben die Dänen auf den Bürgersteigen stehen, wandten sich ihnen stumm zu und starrten sie an. Und diese Stille hielt an, Kilometer für Kilometer. In Bussen und Taxis wurden die Motoren abgestellt, die Radfahrer stiegen von ihren Fahrrädern ab und standen wartend da, während die Deutschen vorbeikamen. Das demoralisierte die Deutschen. Hier und da versuchte eine Gruppe mal zu singen, aber das verebbte bald, und alles, was zu hören war, war der dumpfe Klang ihrer Stiefel – der Stiefel, die auf allen und allem in Europa herumgetrampelt hatten. Ich hoffe, dass die Stiefel schon weit vor der deutschen Grenze verschlissen waren.

Es war die Zeit der Fliederblüte entlang der Westküste des Øresund, dem blauen Gewässer, das sich bis Schweden erstreckt. Es war nicht viel zu tun, und überall gab es Freunde. Zum ersten Mal seit mehr als fünf Jahren brauchte man sich keine Gedanken über den Feind zu machen. Man konnte am Bollwerk von Helsingør entlang gehen, über den Sund nach Hälsingborg hinüber schauen und die deutschen Schiffe in der Mitte des Sundes bei der ihnen befohlenen Arbeit beobachten: Minen aus der Meerenge zu räumen. Hier und da kam es zu einer befriedigenden Explosion, die anzeigte, dass eine Mine detoniert war, bevor sie geräumt werden konnte.

Am Königlichen Theater gab es eine Aufführung von „Porgy and Bess“, und die meisten von uns gingen in die Vorstellung. Sie zeigte sich, was ja unvermeidlich war, nicht ausreichend durchgeprobt, aber weil sie so passend war – eine Oper über Neger, geschrieben von einem Juden – war niemand darauf aus, Fehler zu finden und sie anzuprangern. Ja, es gab tatsächlich niemanden, der daran interessiert war, an irgendetwas Fehler zu finden oder diese zu bemäkeln.

Eines Abends, als ich aus dem Theater kam, fand ich mich selbst Arm in Arm mit einem rundlichen dänischen Speißbürger mittleren Alters wieder, der einen Strohhut trug. Und wir tanzten, immer im Kreis herum. Wir waren sehr beschwingt. Ich nahm ihm dem Hut ab und schrieb „FREIES DÄNEMARK“ um den ganzen Hut herum und setzte ihn auf. Wir erregten erhebliches Aufsehen. Am Ende wurde ich etwas nervös, dass vielleicht ein höherer Offizier vorbei kommen könnte (wir waren alle ermahnt worden, soldatisches Verhalten zu zeigen und stets korrekt gekleidet zu sein), also zog ich mich zurück, drückte ihm die Hand; aber

nicht bevor er mir seinen Hut gegeben hatte. Allerdings scheute ich mich, ihm dafür mein rotes Barett zu geben. Dafür war es mir viel zu lieb und teuer [...].

Trotz der Heiterkeit wussten wir alle – bis auf die älteren Veteranen – sehr genau, dass es für uns nur ein kurzer Aufschub, eine Atempause war. Hitler machte keine Probleme mehr, Europa lag in Ruinen und es würden ohne Zweifel Einige ausgesucht werden, sich darum zu kümmern. Wir waren es jedoch nicht. Weit weg, östlich von Indien, stand noch immer der unbesiegte Mikado. Er war vielleicht angeschlagen, aber noch nicht bezwungen, und er hatte den schrecklichen Ruf, bis zum letzten Mann zu kämpfen und keine Gefangenen zu machen, wenn es sich vermeiden ließ. Sowohl die Amerikaner als auch unsere eigenen armen Männer in Burma hatten unsägliches Grauen in den Händen der Japaner erlebt. Und dieser Feind stand uns immer noch auf dem Schlachtfeld gegenüber. Wenn die Erlebnisse der Australier auf Neuguinea und die der Amerikaner auf Iwo Jima ein Fingerzeig waren, standen uns wahrscheinlich schreckliche Zeiten bevor.

1946

Eine slowakische KZ-Gefangene kommt nach Dänemark, 1946

Iboja Wandall-Holm wurde 1923 in der Slowakei geboren. 1938 schloss sie sich der Widerstandsbewegung an, wurde verhaftet und später in ein deutsches Konzentrationslager deportiert. 1946 heiratete sie in Kopenhagen einen Dänen, reiste im Jahr darauf jedoch wieder zurück nach Prag.

1956 ließ sich Iboja Wandall-Holm in Dänemark nieder und wurde dänischsprachige Schriftstellerin. Seit 1965 veröffentlicht sie Gedichtsammlungen und Kinderbücher sowie Übersetzungen slawischsprachiger Literatur.

Aufgrund der Tätigkeit ihres Mannes bei den Vereinten Nationen hielt sie sich längere Zeit in Kenia, Äthiopien, Iran, den USA und Österreich auf.

1991 erschienen ihre Erinnerungen, „Der Maulbeerbaum“, und 2000 eine erweiterte Ausgabe unter dem Titel „Abschied vom Jahrhundert“, aus dem die folgenden Seiten über Iboja Wandall-Holms erste Begegnung mit Dänemark stammen.

Aus: Iboja Wandall-Holm: "Farvel til århundredet. En fortælling om Europa" (Abschied vom Jahrhundert. Ein Bericht über Europa). Verlag Gyldendal, Kopenhagen 2000. S. 268-275.

Im Herbst 1946 kam Aage nach Prag, um mich nach Dänemark zu holen.

Um den Transport durch das zerstörte Mitteleuropa mussten wir uns selbst kümmern. Wir hatten Glück. Ein Zug mit Güterwaggons sollte vom Bahnhof Prag Masaryk aus durch Deutschland fahren, um Pferde aus Bremerhaven zu holen. Mit dieser Aufgabe wurden Kamil, ein tschechischer Leutnant, und drei einfache Soldaten betraut. Einen der Waggons hatte der Leutnant als Stube zum Aufwärmen eingerichtet, mit einem kleinen Kachelofen, Klappbetten und Matratzen, einem Tisch mit Stühlen und einem Schrank. Als wir fragten, ob wir mitkommen könnten, sagte er, dass wir das gern dürften, und er schickte die Soldaten in die Stadt, um zusätzliche Betten zu besorgen. Wir wurden in einem Waggon untergebracht, den wir ganz für uns hatten. Essen und Trinken konnten wir beim „Militär“ bekommen. [...]

Ja, was wusste ich eigentlich über Dänemark oder die anderen Länder Skandinaviens, die so weit im Norden lagen. Meine erste Vorstellung von diesem Teil Europas erhielt ich beim Lesen von Hans Christian Andersens „Schneekönigin“. Schnee, Eiszapfen, glitzernde Kälte, Melancholie. Mehrfach habe ich gehört, wie meine Autorenkollegen diesen Teil der Welt als Ultima Thule bezeichneten. Nur beim Lesen von Remarques „Im Westen nichts Neues“ und der Fortsetzung „Der Weg zurück“ weinte ich genauso heftig wie bei der Begegnung mit „Die Geschichte einer Mutter“ und „Die kleine Meerjungfrau“. Björnsterne Björnson – diesen Namen kannte ich schon in der Grundschule. Der große Mann und Schriftsteller war ein Freund der Slowakei. 1905 hatte er für die Selbständigkeit der Slowakei und die Befreiung von der ungarischen Vorherrschaft gekämpft. Karin Michaëlis' Bibi-Bücher, die, wie ich glaube, bei uns und auf dem Balkan bekannter waren als zu Hause in Dänemark, brachten den exotischen, dänischen Alltag in unser slowakisches Provinzleben.

Später kamen andere Skandinavier dazu: Holberg, Strindberg, Sigrid Undset, Selma Lagerlöf, Gösta Gustav Jansson, Knut Hamsun, Ibsen. In „Briefe an einen jungen Dichter“, den Briefen von Jules Rodin an Rainer Maria Rilke, las ich von Jens Peter Jacobsen und besorgte mir alle Werke von ihm, die ins Deutsche übersetzt waren. Dann folgte Karel Čapeks „Die Reise nach Norden“. Darin beschrieb er Dänemark als Gottes eige-



...Aage nahm mich mit in ein Restaurant, wo ich meine größte Mahlzeit seit fünf Jahren bekam. Eine gebratene Taube, glasierte und gekochte Kartoffeln, Bohnen, Salat und ein großes Glas Bier. Ich futterte mich durch diesen Essensberg – und wurde ohnmächtig...

nen Spielplatz: Kleine Häuser, Windmühlen, Höfe, Wälder, Kühe, Pferde und rote Postboten, verteilt unter einem leuchtenden, freigebigem, unendlichen Himmel. Ströme von Radfahrern. Unmengen von Textilgeschäften. Eine natürliche Würde in allen sozialen Schichten. Maler in Hülle und Fülle. Ein sauberes, kleines Land mit tüchtigen, ehrlichen Handwerkern, die stolz auf ihr Können sind. Kein Militär. Keine Diebe. Die Landschaft eben oder wellig. Der Himmelberg etwas höher als ein Kirchturm. Nein, die höchsten Berge in Dänemark waren die Essensberge.

Diese Beschreibung bestätigte sich, als wir nach einer Woche Fahrt in Kamils Güterwaggon und einer Tour in einem kleinen Regionalzug mit Holzbänken in Padborg ankamen. Aage nahm mich mit in ein Restaurant, wo ich meine größte Mahlzeit seit fünf Jahren bekam. Eine gebratene Taube, glasierte und gekochte Kartoffeln, Bohnen, Salat und ein großes Glas Bier. Ich futterte mich durch diesen Essensberg – und wurde ohnmächtig.

Kopenhagen duftete nach herabgefallenen Blättern und Kaffee. Eine ständige Bewegung lag in der Luft. Die Tauben auf dem Rathausplatz brachten Bewegung zwischen Beine und Würstchenstände. Ich fand, dass ich noch nie in meinem Leben etwas so Gutes wie bayerische Würste gegessen hatte. Die Wirtshäuser in Nyhavn entlang zu gehen, war wie Kindheitsgeschichten von Entdeckungsreisen, Schiffsuntergang, richtigen Seeleuten mit Tätowierungen, Meutereien, wie ein Film über das Leben in Häfen mit Verbindungen in ferne Länder. Die Kanäle, der Horizont, das Meer ... all dies, was so unerreichbar fern gewirkt hatte, war jetzt so stark, aber noch unverdaut nah und schön. Nur den Wind hätte ich am liebsten weggejagt. Aber er war hier in dieser entspannten, zivilen Atmosphäre zu Hause, wo alles gründlich und ohne Hast erledigt wurde, wo Häuser für Menschen und nicht zum Angeben gebaut wurden, wo der König König genug war, allein unter Menschen zu gehen.

Als ich nach dänischer Literatur fragte, die leicht zu lesen wäre, bekam ich Agnes Henningsens „Leichter Gang auf der Erde“ und sprang daraufhin mit beiden Beinen in die dänische Literatur hinein. Gustav Wied, Herman Bang, Johannes Jørgensen. Und das führte weiter vor und zurück in dänische Geschichte und Kunst, die jetzt ein Teil meines geistigen Universums wurde. Henrik Pontoppidan war eine Reise in eine der

entscheidenden Epochen des Umbruchs in Dänemark, und sie wurde mir neun Jahre später in meiner zweiten Ehe veranschaulicht: die Mitglieder der Familie mütterlicherseits waren Radikal-Kopenhagener und auf Hanna Adlers Gemeinschaftsschule (Sortedam Gymnasium) gegangen, der Schwiegervater dagegen, der auf Herlufsholm gewesen war, kam von einem Landgut in der Region Vendsyssel, und sein Vater war Parlamentsabgeordneter der Konservativen im Folketing gewesen.

Das Jahr 1947 im Dänemark der Nachkriegszeit war mit Theaterbesuchen gespickt. Am häufigsten im Rittersaal und im Königlichen Theater. Es gab Soya, H.C. Branner, Kjeld Abell, Lieder von Poul Henningsen, das Neueste von Liva Weel und den Kulturradikalismus der Dreißiger. Alles war neu, voller Hoffnung, viel versprechend reich an Erlebnissen und Lebensäußerungen. Und dann war da das nördliche Seeland mit dem glasklaren Licht, der durchsichtigen Luft über dem Meer, die schmetterlingsleichten oder dramatisch kalbenden Wolken über den Heidehügeln, der Duft der Heckenrosen, den der Wind über die Böschungen und die kleinen Dörfer mit den gestuften Kirchengiebeln trieb.

So frisch und heilend. Weshalb also fühlte ich mich so oft krank und müde? Der Arzt meinte, dass es mir an Vitamin B fehlte, aber das half nicht. Mir wurde klar, dass ich erst jetzt, in diesem so ordentlichen, so relativ ruhigen Land mit den politischen Unterschieden und Fehden, die eine Demokratie nicht entbehren kann, auf die traumatischen Erlebnisse zu reagieren begann, die ich durchgemacht hatte. Morgens stand ich unter großen Anstrengungen auf und wäre am liebsten liegen geblieben. Ständig litt ich unter Kopfschmerzen und Schlafstörungen. Hatte Angst vor offenen Plätzen und drückte mich an Hauswänden entlang. Fühlte mich unter vielen Menschen unsicher. Stellte oder setzte mich nie mit dem Rücken zur Tür aus Angst, von hinten mit einem Messer angegriffen zu werden. Ich konnte das Messer direkt vor mir sehen. Es war das konkreteste Bild in meinem Innenleben. Eine leuchtende, scharf geschliffene, lange Klinge an einem schwarzen Griff.

Es war, als würden mich meine unkoordinierten Gedanken dazu bringen, ganz andere Dinge zu tun als die, auf die ich mich eigentlich gerade konzentrieren musste. Dies galt für die meisten der ganz trivialen Verrichtungen wie Waschen, Kochen und Putzen. Ich fing an einer Stelle an und fand mich selbst ganz woanders wieder. Nichts von dem, was ich

anfang, wurde zu Ende gebracht. Mitten auf dem Boden lag ein Haufen Staub. Eine halb geschälte Kartoffel lag im Spülbecken. Feuchte, gerade gewaschene Laken tropften von einem Stuhl in der Wohnstube. Ich konnte an keinem Müllplatz, wo Abfall verbrannt wurde, vorbei gehen. Bei dem Gestank schwelender Lumpen, Knochen und Qualm wurde mir übel. Viele Jahre konnte ich keine Rote Beete sehen, denn sie erinnerten mich an die Rübenkrautsuppe, die wir im KZ bekommen hatten. Oft bekam ich nervös bedingte Herzanfälle, und genauso oft musste ich Kinos, Konzerte oder Theatervorstellungen wegen Atemnot verlassen. Ich fühlte mich am Rande eines Abgrundes. Jeden Moment konnte ich in seine bodenlose Dunkelheit stürzen und verschwinden. Aber ich verschwand nicht, es gelang mir, meinen Zustand nach außen zu verbergen, über den Abgrund zu springen und dort weiterzumachen, wo ich ihm entkommen war.

Aage und ich heirateten standesamtlich und bekamen ein paar Zimmer in der Villa seiner Eltern in Frederiksberg zur Verfügung gestellt. Häufig waren wir beim Architekten Edvard Heiberg zu Gast, wo sich kommunistische Architekten und Sympathisanten trafen. – Ich weiß nicht, ob sie selbst das empfanden, was mir später klar wurde, dass jeder Einzelne von ihnen demokratischer war als ihr kollektiver, ideologischer Standpunkt. Hier hörte ich die ersten Einwände gegen die von den Sowjets importierten Michurin-Theorien, aber auch ihre verärgerte Ablehnung der Untreue des Zweiflers gegenüber der Wahrheit des „wissenschaftlichen Sozialismus“. Sie dachten, wie mir schien, zuallererst an den Menschen und dessen Lebensqualität, schufen und bauten für den Menschen und nahmen Rücksicht auf seine physischen und psychischen Bedürfnisse. Hier gingen soziale Verantwortung, Ästhetik und Anforderungen an handwerkliche Rechtschaffenheit Hand in Hand. Sie waren auf der Seite der Arbeiterklasse, der Armen und der Unterdrückten, auch wenn sie selbst – nicht selten zu meiner Verwunderung – in guten, in meinen Augen beinahe üppigen Verhältnissen lebten. Ihre Feste und Abendessen waren geprägt von Design und gutem Geschmack und einer freien Haltung gegenüber den erotischen Freuden, die ich – mit meiner von Romantik und kommunistischem Puritanismus beeinflussten Haltung gegenüber Fragen der Liebe – nicht immer und ganz und gar teilen konnte. Ich erinnere mich an die Reaktion eines der Teilnehmer eines

Architekten- und Ingenieurfestes, als ich sagte, dass ich es nicht leiden könnte, von hinten eine wildfremde Faust in den Slip gesteckt zu bekommen:

„Du bist ein naives Kind aus Osteuropa und musst noch viel lernen.“

Trotz allem gab es einen nicht sehr auffälligen kulturellen Unterschied. Ich wurde mit Sympathie, Freundlichkeit und einer etwas schwärmerischen Bewunderung aufgenommen, und dennoch merkte ich bisweilen, dass es Leute gab, die meine allzu direkten Fragen nicht mochten, die auf sie so unzeitgemäß neugierig wirkten, wie eine lästige Überschreitung der Integritätsgrenze. Eine Art privater Kollektivismus, den ich mit meiner allzu großen Offenheit unwissentlich verletzte. Ich fühlte mich ein wenig wie eine Fremde, die zur unrichten Zeit an die Tür klopft. Es kam vor, dass meine Fragen, die der Erweiterung meiner Kenntnisse über Dänemark und die Dänen dienen sollten, als mangelnde Erziehung empfunden wurden. Nun, anderer Länder anderer Sitten. Ich lernte, meine Impulse zu beherrschen und meine mitteleuropäischen, vom Barock geprägten Gewohnheiten gotisch strenger zu gestalten, und nicht allzu überschäumend oder allzu begeistert zu sein.

Das Gleiche musste ich tun, als ich später slawische Märchen und Lyrik ins Dänische übersetzte: – nicht zu viele Diminutive oder Adjektive, sondern Ausdrücke für Gefühle finden, die nicht als Sentimentalität oder Gefühlsduselei empfunden werden. Kulturelle Unterschiede können jedoch auch innerhalb homogener Gruppen und zwischen Individuen mit der gleichen Ausbildung herrschen. Selbst diejenigen, die sich einig sind, können unterschiedlich sein. Bisweilen aufgrund mangelnder Phantasie oder fehlenden Humors. Ich erinnere mich an einen frühen Abend am Meer. Der Mond war groß und gelb und sah aus, als würde er die Spitze des Hügels berühren. – Sieh nur, sagte ich zu einem meiner Slawistik-Freunde – der Mond grast auf der Heide. – Was sagst du da? Der Mond grast doch nicht!, sagte er und meinte sicher, damit einem Menschen, der noch nicht richtig Dänisch konnte, zu helfen.

Aage hatte einen Job im Stadtplanungsbüro in der Stormgade, wo man 1947 an einem Regionalplan für den Großraum Kopenhagen arbeitete. Man war bis zum so genannten Fingerplan gekommen, demzufolge die Stadt in Form einer Hand ausgebaut werden sollte, mit grünen Flächen zwischen den Fingern. Als man den Plan illustrieren sollte, musste

man eine Hand finden, die zu der Landkarte passte. Die Angestellten versuchten alle, ihre Hand auf den Plan zu legen, aber keine passte. Bei einem meiner Besuche im Stadtplanungsbüro wurde ich gebeten, meine Hand auf den Plan zu legen, und es zeigte sich, dass sie perfekt passte. Und so war es eine mitteleuropäische Hand, die dem Ausbau Kopenhagens Form verlieh.

Im Laufe des Jahres 1947 war ich mehrfach bei Clarté-Sitzungen. Aus dem Tokanten, wo ich mittlerweile die Stammgäste kannte, erinnere ich mich an einen Nachmittag mit Jens August Schade, ein kleiner Mann in braunem Mantel und mit einer hellbraunen Ledermappe in der Hand. Er erwähnte seine dichterischen Pläne, sprach jedoch hauptsächlich besorgt über seine scheue Schwester, die ich kannte, und der gegenüber er eine ausgeprägte Beschützerrolle einnahm.

Ruth und Ivan Malinovski – er debütierte damals als junger Dichter und wurde von den meisten Kritikern als unverständlich bezeichnet – besorgten Aage und mir ein kleines Zimmer in der Jægersborggade. Ich wollte gern wegziehen von dem, was ich als Bevormundung und Kälte seitens meiner Schwiegermutter empfand. Aber wie musste ich auch ihr auf die Nerven gegangen sein mit meinem dauernden Gerede vom Segen des Kommunismus. Sie hörte mit Entsetzen meiner Begeisterung für die Arbeitermilizen zu, die ich für demokratisch hielt, weil sie das Volk vor dem allgegenwärtigen Feind schützten. Die Dinge, denen ich während des Krieges ausgesetzt war, waren ihr fremd. Sie besaß nicht genügend Phantasie, um sich etwas vorstellen zu können, was sie selbst nicht kannte – worüber ich mich heute überhaupt nicht mehr wundere.

Als ich bekannt gab, dass wir ausziehen wollten, zeigte mir mein Schwiegervater Schriften von Karl Marx, die er als junger Mensch gelesen hatte und die immer noch in seinem Arbeitszimmer standen. Vergebens. Ich wollte weg von Fragen wie: Wer bist du eigentlich? Was willst Du? Warum kannst du nicht wie andere normale Menschen sein? Warum interessierst Du Dich für Psychologie – gibt es Geistesranke in Deiner Familie? Warum musste sich mein Sohn ausgerechnet in Dich – eine Person unbekannter Herkunft – verlieben? Glaubst Du wirklich, einen Menschen steuern zu können, der aus einer jütländischen Bauernfamilie stammt?!

1982

Im Zeppelin über Kopenhagen, 1982

Comics richten sich sowohl an Kinder als auch Erwachsene. Das Autoren-duo Benoît Peeters und François Schuiten, beide 1956 in Brüssel geboren, hat einige der besten Comics für Erwachsene geschaffen. Hauptwerk der beiden Künstler ist die Serie „Geheimnisvolle Städte“. Sie startete 1982 und besteht aus bislang 13 Heften, von denen mehrere auch ins Dänische übersetzt wurden. Das Heft Nr. 4 der Serie, „Der Weg nach Armilia“, beschreibt eine Flugreise mit einem riesigen Zeppelin, der auf seinem Weg zu der geheimnisvollen Stadt Armilia auch in Kopenhagen Station macht. An Bord befindet sich eine Formel, die das Uhrwerk, mit dem die Systeme der Stadt angetrieben werden, wieder funktionsfähig machen soll. Unterwegs entdeckt der junge Mann, der die Mission ausführen soll, an Bord einen blinden Passagier, ein junges Mädchen, in das er sich verliebt. Dabei vergisst er aber den Code, der das Uhrwerk starten soll. Von Brüssel aus fliegt das Luftschiff in dichtem Nebel, aber, wie der Kapitän der jungen Hauptperson meldet, wird Kopenhagen bald in Sicht sein.

Aus: Benoît Peeters und François Schuiten: "Hemmelighedsfulde byer" (Geheimnisvolle Städte). Bd. 4, "Vejen til Armilia" (Der Weg nach Armilia). Verlag Bogfabriken, o.J., S. 34-37. [Nach der dänischen Übersetzung von Ole Steen Hansen.]

Montag, 29. Mai, halb zehn vormittags

Helle hat sich beinahe erschreckend schnell an ihr neues Leben gewöhnt. Sie hat feinere Tischmanieren als ich, besitzt eine nahezu angebotene Eleganz und weiß jeden auf seine Art zu nehmen. Es ist, als sei sie dazu geboren, eine vornehme Dame zu werden.

Nach dem Mittag ergatterte sie irgendwie einige Platten, so dass wir tanzen konnten. Und auf einmal, gerade als das schöne „Chanson de Sophie“ durch den Raum tönte, überkam mich die Inspiration.

„Helle, ich hab's!“

„Was hast du?“

„Die Formel, verflixt noch mal! FÜNF MINUTEN VOR ZWÖLF, UND DIE SCHNECKE VERZIEHT KEINE MIENE!“

Aber kaum hatte ich den Satz zu Ende gesprochen, merkte ich, wie falsch er klang... Ich konnte nicht weit von der Wahrheit entfernt sein. Der Klang der Wörter war richtig, und einzelne Details sicher auch. Aber offensichtlich war der Satz nicht ganz korrekt.

Ach, es ist nicht zum Aushalten! Auch wenn Helle beruhigend das Gegenteil behauptet, glaube ich nicht, dass ich darauf komme, bevor die Reise vorbei ist.

Aber ich muss weiter gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn jemand an Bord Wind von der schrecklichen Lage bekommt, weiß man nicht, was passieren wird.

Montag, 29. Mai, vier Uhr nachmittags

Im Laufe der Nacht hat sich die Landschaft unter uns völlig verändert. Keine Wälder mehr, keine Steppen, keine Tiere mehr auf den Weiden, keine Straßen und Eisenbahnschienen, keine einzige Stadt, kein Dorf. So weit das Auge reicht, nur das weite, eintönige Meer; der Anblick einer der wenigen Felseninseln im Ozean wird zum Ereignis.

Um es völlig perfekt zu machen, ist dichter Nebel aufgezogen, der das Luftschiff den ganzen Nachmittag eingehüllt hat. Jetzt sieht man absolut nichts mehr. Es fühlt sich an, als würden wir unter einem Meer aus Watte segeln. Aber der Kapitän hat uns versprochen, dass sich der Nebel bis zum Abend lichten würde, so dass wir Kopenhagen und seine tausend Türme sehen können, unser letzter Halt auf dem Weg in den kalten Norden.

Montag, 29. Mai, acht Uhr abends

Sein Versprechen ging in Erfüllung; kurz nach sieben kam Kopenhagen in Sicht. Kopenhagen, das ich oft in meinen Träumen gesehen habe; Kopenhagen, das mein Onkel Zacharius so sehr mochte – auch wenn er die Stadt nur aus Büchern kannte –, dass er dem Luftschiff den Namen der Stadt geben wollte, ein Name voller Zauber und großer Verheißungen, mit einem K so groß wie eine Hafeneinfahrt, mit einem o, das wie eine zu überschreitende Grenze mit einem Strich durchgekreuzt wird, und mit einer ganzen Reihe unaussprechlicher Buchstaben.

Der Kapitän kam zu uns herüber. Er wirkte selbst ganz glücklich darüber, schließlich doch bis hierher gekommen zu sein.

„Lasst Euch nicht zum Narren halten“, sagte er unerwartet, „wenn Kopenhagen auch friedlich und ernsthaft erscheint, es ist ein Schmelztiegel. Das berühmte Mikroklima, das der Stadt gut bekommt, hat sie zur einzig wirklichen Großstadt in diesem Teil der Welt gemacht. Unter den rechtschaffenen Dächern und hinter den akkuraten Fassaden passiert immer irgendetwas... Seht nur diesen Ballon dort, der gerade angelegt hat! Seht die Leute, die aus allen Richtungen auftauchen, die Türen, die eben noch gar nicht zu sehen waren. In zwei Minuten ist von all dem nicht mehr die geringste Spur vorhanden...“

„Und was sind das für Lichter dort unten?“

„Die...? Aber das sind doch die Lichter vom Tivoli! Wenn Dein Onkel Kopenhagen so sehr mag, dann muss er Dir doch auch davon erzählt haben...! Der Tivoli ist eine kleine Stadt für sich, mitten in der Stadt, ein verzauberter Garten, ausschließlich bestimmt für Freude und Spiel. Auch wenn der Sommer in Kopenhagen kurz ist, so ist er intensiver als sonst irgendwo. Der Tivoli hat nur vier Monate geöffnet – aber was für Monate!“

Während er erzählte, sah ich Helles Augen wie Diamanten strahlen. Ach, könnte man doch nur hier halten, und wenn auch nur für einen Augenblick.

Und plötzlich ertönten diese unerwarteten Worte:

„Aber Ihr könnt Euch ja selbst ein Urteil bilden. Wir müssen zwei Stunden Pause einlegen, um Treibstoff aufzufüllen, und für diese zwei Stunden habt ihr Landurlaub ... Aber achtet auf die Zeit; Euer Landurlaub dauert exakt zwei Stunden, nicht mehr und nicht weniger!“



...Aber der Achterbahn, die sich durch den Garten schlängelte, konnten wir nicht widerstehen. Mühsam klettern die Wagen die Steigung hinauf, um sich dann in die Tiefe zu stürzen, schneller als man sich vorstellen kann. Ich drückte Helles Hand, damit sie nicht zu viel Angst bekam...

Wir sprangen beide vor Freude in die Luft. Helle warf sich sogar dem Kapitän um den Hals und gab ihm einen knallenden Schmatzer.

Montag, 29. Mai, halb zwölf abends

Ich muss alles aufschreiben, bevor ich schlafe!

Das viel zu langsame Sinken des Luftschiffs. Die Landung kurz vor neun Uhr. Unser atemloser Sturmflug zum Tivoli. Und die große Frage am Eingang zum Vergnügungspark: Wofür soll man sich entscheiden? Tänzer, Akrobaten, Karussellpferde, Stände mit Krapfen und Pfannkuchen, dressierte Affen und Vögel in Käfigen, Lichter, Glücksräder und Schießbuden; wir probierten uns durch, von einem Vergnügungsangebot zum nächsten, die ganze Zeit mit dem Gedanken im Hinterkopf, wir könnten das Beste verpassen. Aber der Achterbahn, die sich durch den Garten schlängelte, konnten wir nicht widerstehen. Mühsam klettern die Wagen die Steigung hinauf, um sich dann in die Tiefe zu stürzen, schneller als man sich vorstellen kann. Ich drückte Helles Hand, damit sie nicht zu viel Angst bekam und plötzlich schrie ich:

„HERZ FÜNF ZUSAMMEN MIT ZWÖLF KORKENZIEHERN
IN EINEM SCHWARM!“

Herz fünf zusammen mit zwölf Korkenziehern in einem Schwarm ...
Nein, nein, nein, das war auch verkehrt.

Genau in dem Moment, als wir ganz außer Atem zum Luftschiff zurück kamen, begannen die Glocken der Erlöser Kirche elf zu schlagen.

1983- 86

Die Dänen als Volksstamm, 1983-1986

James Mellon (geb. 1929) war britischer Botschafter in Kopenhagen und hielt seine eigenen Eindrücke von Dänemark in einem Buch fest. Mellon hatte gute Möglichkeiten, das Land gründlich kennen zu lernen, da er bereits von 1960 bis 1963 als Landwirtschaftsattaché in Kopenhagen gewesen war, bevor er in den Jahren 1983-1986 als Botschafter zurückkehrte. Seine Freude an dem Land drückte er in seinem Buch mit dem treffenden Titel "Und das alte Dänemark..." aus, einem bekannten und beliebten Zitat aus der dänischen Nationalhymne: „Und das alte Dänemark wird so lange bestehen, wie die Buche ihren Wipfel in den blauen Wogen spiegelt.“ Mellons Buch trägt den Untertitel „Eine Beschreibung Dänemarks im Jahre des Herrn 1992“, und ist somit ebenfalls eine Beschreibung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes wie die, die sein Amtsvorgänger Robert Molesworth 300 Jahre zuvor, 1692, veröffentlicht hatte. James Mellon zeichnet ein nachsichtigeres Bild von den Dänen als Molesworth, hat aber in seinem sehr sachkundigen und zugleich persönlichen Urteil über die Dänen als „Stamm“ ebenfalls einen Blick für ihre Schwächen.

Aus: James Mellon: "Og gamle Danmark... En beskrivelse af Danmark i det herrens år 1992". Verlag Centrum, Kopenhagen 1992. S. 159-164 u. 166-167. [Nach der dänischen Übersetzung von Claes Johansen.]

Die Dänen haben nicht nur ihre kulturelle Eigenart bewahrt, sie sind auch wirtschaftlich unabhängig. Sie sind ihre eigenen Arbeitgeber. Sie haben ihre eigene Industrie. Die Zustände in der Welt draußen umher können zwar für das Arbeitsklima in Dänemark mindestens ebenso entscheidend sein wie andernorts, aber die Dänen bestimmen selbst, welche Wege ihre Industrie beschreiten soll. Sie sind nicht in der Hand irgendwelcher multinationaler Konzerne, und ihr Schicksal wird nicht von Büros auf der anderen Seite der Erdkugel aus bestimmt. Es ist ein bemerkenswerter Zug der dänischen Wirtschaft, dass keines der wirklich großen dänischen Unternehmen in fremden Händen ist.

Die Dänen haben hart dafür gearbeitet, sich neue Industrien zu schaffen, und dies hat – zusammen mit ihrem politischen System – dazu beigetragen, dass die dänische Industrie sich auch heute noch in dänischer Hand befindet. Es besteht keine Gefahr, dass man in internationalen Wirtschaftsfragen ins Abseits gedrängt wird. Die Dänen halten fremde Interessen rein reflexartig außerhalb der Landesgrenzen. Hierfür gibt es zwei praktische Gründe, die weder etwas mit Politik noch mit Gesetzgebung zu tun haben.

Zum Ersten ist die dänische Industrie nicht auf die Gewinnung lokaler Rohstoffe angelegt. Da man keine Bergwerk- oder Schwerindustrie hatte, gab es auch keinen Bedarf an massiven Kapitalinvestitionen von außen, um eine Gewinnung industrieller Rohstoffe in Gang zu bringen. Dänemarks Rolle als Außenstehender bei der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert spielte eine große Rolle für die Fähigkeit des Landes, eine wirtschaftliche Kolonialisierung zu vermeiden. Dänemark geht in das 21. Jahrhundert mit einer Industrie, die zu großen Teilen noch immer dänisch ist und die von dänischem Kapital unterstützt wird. Unter den Verhältnissen konnte es in der Praxis für eine Schwerindustrie keine Grundlage geben, weshalb die großindustrielle Mentalität, wie man sie in so vielen anderen Ländern kennt, nie in Dänemark Fuß fassen konnte, genau wie sie auch innere dänische Angelegenheiten nicht dominieren und über diese nicht bestimmen konnte. Und so haben die Dänen die Macht über ihre eigenen Unternehmen behalten, und jetzt, da die europäische Schwerindustrie aus dem letzten Loch pfeift, kann man ruhig damit rechnen, dass auch die dänischen Firmen des 21. Jahrhunderts in dänischer Hand bleiben werden, dank der neuen Wirtschaftsbesse und



...Der zweite Grund dafür, dass die Dänen in der Lage waren, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit zu bewahren, ist, dass sie gern füreinander arbeiten. Dieses „für“ ist im buchstäblichen Sinn zu verstehen, es bedeutet absolut nicht „unter“ jemandem...

„Menschen mit Initiative“, die immer wieder in der dänischen Wirtschaft auftauchen.

Der zweite Grund dafür, dass die Dänen in der Lage waren, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit zu bewahren, ist, dass sie gern füreinander arbeiten. Dieses „für“ ist im buchstäblichen Sinn zu verstehen, es bedeutet absolut nicht „unter“ jemandem. Und dieses Arbeiten für- und miteinander ist ein weiterer starker Gegenpol zu dem Herr-Diener-Verhältnis, wie es in der Welt des Großkapitals anzutreffen ist.

Der Begriff „Zusammenarbeit“ ist etwas, was andere Länder in Europa erst wieder neu erfinden mussten, um den Herausforderungen der „postindustriellen“ Gesellschaft zu begegnen. Es gibt zwar strukturelle Probleme innerhalb der dänischen Industrie, aber diese sind durch den Bedarf an größerer Sachkenntnis bedingt und haben nichts mit der fehlenden Übereinstimmung zwischen Unternehmensleitung und Arbeitern zu tun, wie man dies von vielen anderen Stellen in Europa her kennt. Der Nährboden der dänischen Wirtschaft sind die kleinen Firmen; die Dänen sind sich bewusst, dass in einer modernen Wettbewerbsgesellschaft Ideenreichtum die Räder zum Rollen bringt, und aus dieser zunehmend besser ausgebildeten Bevölkerung sprudeln ständig neue, kleine Firmen hervor. Es gibt keine Traditionen, keinen Bedarf, keine Voraussetzungen, die es erforderlich machten, die Menschen in Dänemark in bestimmte Gruppen zu pressen, oder dass zwischen den Partnern am Arbeitsplatz ein feindliches Klima herrschen müsste. Engländer, Schotten und Waliser haben die alte Lektion neu lernen müssen, die besagt, dass Chefs und Arbeiter ein Team bilden sollten; sie waren daher gezwungen, japanische und amerikanische Chefs einzustellen, die in der Lage sind, über die Klassenunterschiede, die im Verhältnis zwischen Chef und Arbeitern in Großbritannien so deutlich sind, hinwegzusehen. Die Dänen brauchen diese Lektion erst gar nicht zu lernen: sie haben sie schon immer beherrscht. Hier und da gab es kleine Scharmützel (hier wären die Probleme bei Burmeister & Wain in den 1950er Jahren zu nennen), aber im Großen und Ganzen war es Tradition, dass Chefs und Angestellte eng zusammenarbeiteten. Selbst bis heute ist es so, dass rund 90 Prozent aller dänischen Firmen weniger als 50 Mitarbeiter haben. Allein dieser Umstand bewirkt schon, dass nur schwerlich Konflikte zwischen Arbeitern und Arbeitgebern entstehen.

Diese Firmen haben auf einem stark vom Wettbewerb geprägten internationalen Markt überlebt, weil sie ihre Kräfte nicht direkt mit den Großen messen wollten. Die Dänen haben stets ein Gespür für die Märkte gehabt, die ein wenig an der äußeren Peripherie liegen, und sie wussten, dass es für sie – als kleines Land – galt, die Ritzen in der Marktstruktur ausfindig zu machen, die Stellen, wo man mit seinem Einfallsreichtum und seinen Fähigkeiten eindringen konnte.

Ihre Fähigkeit, sich auf Nischenproduktion zu konzentrieren, ist legendär. Danfoss dominiert bekanntlich den Weltmarkt für Heizkörperventile. Wer sonst als die Dänen hätte sich so etwas wie einen „Weltmarkt für Heizkörperthermostate“ vorstellen können? Die typische dänische Firma hat jedoch weiterhin nur zwanzig bis dreißig Mitarbeiter, und wurde von einer, zwei oder drei tüchtigen und kreativen „lokalen“ Personen gegründet, mit dem Talent, Lücken im Markt zu finden.

Dieses Talent würde selbstredend nicht viel nützen, wenn die Dänen nicht eine eingefleischte Tradition für enge Zusammenarbeit hätten. Dieses Gefühl des „wir“ und „die anderen“ gibt es in der Industrie kaum. Firmenleitung und Arbeitern gelingt es fast immer, sich in dieselbe Richtung zu bewegen. Firmen können Konkurs gehen. Sie können Pleite machen, ohne dass daraus ernste Probleme für die Angestellten und die örtliche Gemeinschaft entstehen. Die allgemeine Erkenntnis ist, dass, wenn man aufgeweckt genug ist, man immer Arbeit finden kann; und es gibt auch einen gesellschaftlichen Druck, dass man sich umverteilt, seine Erfahrungen macht und von vorn beginnt, auf einer neuen Suche nach einer modernen, zeitgemäßen und haltbaren Marktnische.

Dieser Druck beruht auf Erfahrungen aus der Vergangenheit. Die Dänen wissen, dass ihre Strategie funktioniert. Wenn sie sich so sicher sind, dass sie, indem sie kleine Schritte nach vorn machen, ihre Industriestruktur auf eine gute Art und Weise ändern können, so liegt das daran, dass sie es seit dem 19. Jahrhundert so praktiziert haben. Ihr Vertrauen auf diese Prinzipien gründet sich auf die positive Erfahrung, dass sich ausbildungsmäßige und wirtschaftliche Fortschritte Seite an Seite erzielen lassen. Die Genossenschaften des 19. Jahrhunderts, die Volkshochschulbewegung und die allgemeine Anhebung des Bildungsniveaus haben den Dänen das Bewusstsein für die Notwendigkeit verliehen, auf hohem Niveau auf dem Laufenden zu sein. Das Empfinden, dass man,

wenn nur alle aufgeweckt und gut ausgebildet – und deshalb zur Zusammenarbeit imstande – sind, Fortschritt für alle erzielen kann, verleiht den Dänen ein quasi eingebautes Selbstvertrauen und die Fähigkeit, sich den Veränderungen der Weltwirtschaft schnell und präzise anzupassen.

Die Fähigkeit, Tätigkeitsbereiche von einem Markt auf einen anderen zu verlagern, seine positiv eingestellten Arbeitskräfte mitzunehmen und sie umschulen zu lassen, oder eine andere kompetente Belegschaft zusammenzustellen, wachsam zu sein und seine Firma im Verhältnis zur umgebenden Welt zu verändern, all dies basiert auf einem Konsens – der Übereinstimmung darin und dem Verständnis dafür, dass alle Dänen ihre Rechte und Pflichten haben, darunter die Pflicht zur Zusammenarbeit in einer Atmosphäre, die von Abgrenzungen zwischen „reich“ und „arm“ nahezu völlig frei ist.

Hier haben wir die Grundlage für das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Industrie, für die Ruhe am Arbeitsplatz, die für Dänemark so kennzeichnend ist. Sie ist auch der Ausgangspunkt für die Stimmungslage, die die politische Friedfertigkeit schafft. Wenn man mit einer Wirtschaft arbeitet, die, hinsichtlich Produktions- und Absatzapparate, auf einem Gefühl der Zusammengehörigkeit und Zusammenarbeit basiert (gesehen im Gegensatz zu Konfrontation), vermeidet man die Einstellung „Keine Gewinner ohne Verlierer“, die für die größeren Industriemagnaten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts charakteristisch war. Es ist bemerkenswert, dass die Dänen als Stamm an einem Punkt angelangt sind, den noch keine anderen Stämme auf fremden Kontinenten erreicht haben. Ich habe die politische und soziale Struktur der Dänen mit der der Ashanties in Westafrika verglichen. Ich halte dies für einen relevanten Vergleich, angestellt auf der Grundlage meiner Kenntnisse aus erster Hand über die beiden betreffenden Volksstämme. Aber die Ashanties sind in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung noch nicht bis zu dem Punkt vorangekommen, an dem über das soziale System eine Situation der Gleichheit für Alle erreicht werden kann. Sie verharren immer noch fest in der Vergangenheit, irgendwo um die Zeit der vorindustriellen Gesellschaft des Mittelalters. Nach Auffassung der Ashanties muss man einen Häuptling haben, und der muss für eine gerechte Verteilung der Feldfrüchte sorgen. Wie hoch die Ernteerträge sind, ist von äußeren Umständen abhängig – von Gott oder vom Wetter. Die Vertei-

lung der „Überschüsse“ ist Aufgabe der „Regierung“. Die Dänen fordern Gleichheit in ihrer Gesellschaft, und auch hier ist die Verteilung Aufgabe der „Regierung“. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass in Dänemark die Bevölkerung dafür verantwortlich ist, für größtmögliche Überschüsse zu sorgen. Dies ist kein unerheblicher Unterschied. Wenn es sich so verhält wie ich glaube, dann sind die Dänen in der Lage, die sozialen Werte einer Stammesgesellschaft mit den industriellen Anforderungen zu kombinieren; und so, wie sie ihren Lebensstandard unter Aufrechterhaltung eines Gerechtigkeitsideals in allen Bereichen des Sozialsystems kontinuierlich verbessert haben, so haben sie auch die Fähigkeit unter Beweis gestellt, die sie auch die nächste Herausforderung, der ihre Stammesgesellschaft unterwegs begegnet, heil überstehen lassen wird, und zwar nach dem Motto: Wie erreichen wir Gerechtigkeit in einer Gesellschaft, in der die Möglichkeiten des Individuums für Konsum und Wohlfahrt schneller wachsen als die Ressourcen, derer es bedarf, um eine allgemein verbreitete Wohlfahrt auf dem gleichen hohen Niveau zu schaffen? [...]

Die Dänen wollen ein Folketing [Parlament], das die kleinen, feinkörnigen Details im System so ordnen kann, dass die Verteilung der wirtschaftlichen Gewinne gerecht vor sich geht, wobei gleichzeitig die richtigen Voraussetzungen für wirtschaftlichen Fortschritt und Wachstum vorhanden sind. Dieses Gleichgewicht zu finden, war nicht immer leicht. In den 1960er und den 1970er Jahren legte man zu großen Wert auf den Ausgleich innerhalb des sozialen Spektrums durch Sozialleistungen. Nichtsdestoweniger wird deutlich, dass die Dänen es nicht mögen, wenn das Pendel zu weit nach einer Seite hin schwingt. Ein Aufschwung der Wohlfahrt muss dem gesamten Volk zugute kommen, ansonsten wäre es „undänisch“. Ideen eines eher mittelbar wirkenden Wohlfahrtssystems gibt es in Dänemark nicht. Die im Großbritannien der 1980er Jahre verbreitete Anschauung und das fundamentale Prinzip, auf dem die amerikanische Wirtschaft – nahezu unangefochten – basiert, besagen: Hat man eine genügende Menge an Waren in einer ausreichend umfassenden Wirtschaft, die dafür sorgt, ihren Gesundheitszustand und ihre Effizienz aufrechtzuerhalten, dann werden sich diese Güter mit der Zeit von selbst bis in alle Ecken der Gesellschaft verteilen, die vom wirtschaftlichen System abgedeckt sind. Diejenigen, die sich ganz oben befinden

und die sehr viel Geld verdienen, werden entdecken, dass ihr Wohlstand in der Praxis den Menschen in den niedrigeren sozialen Gruppen zugute kommt – d.h. an diese mittelbar weitergegeben wird. Diese Theorie findet in Dänemark jedoch keine Anhänger. In Dänemark darf und muss alle Wohlfahrt umgehend und gerecht über das soziale System verteilt werden. Den liberalistischen – Adam Smith'schen – Grundgedanken, dass völlige individuelle wirtschaftliche Freiheit schon von sich aus die bestmögliche Entwicklung für alle schafft, „wie von unsichtbarer Hand gesteuert“, können die Dänen nicht akzeptieren. Sie sind kein religiöses Volk. Sie glauben nicht daran, dass die „Freiräume“ des liberalistischen Systems an sich schon Probleme lösen können. Sie glauben vielmehr an eine gemeinsame Pflicht, zur Wirtschaft des Stammes beizutragen, und – was noch wichtiger ist – an ein allgemeines Recht, den Stamm zu versorgen.

Diese Grundhaltung hat ihren Ausdruck im dänischen Wohlfahrtsstaat gefunden, der zurzeit das Fundament für die besondere dänische Gesinnung bildet, die für das dänische Volk am Ende des 20. Jahrhunderts charakteristisch ist.

1992

Ein Fußballtriumph, 1992

Eduardo Galeano stammt aus Uruguay und ist der Autor eines bekannten Buches, in dem er mit Berichten über die großen internationalen Turniere seit 1930 und mit Porträts der im Laufe der Jahre bekanntesten Spieler die Geschichte des Fußballs beleuchtet. Die spanische Ausgabe "El futbol a sol y sombre" erschien 1995 und wurde in viele Sprachen übersetzt. Der renommierte Journalist Galeano erwähnt darin auch die Fußball-Europameisterschaft des Jahres 1992, und dies auf eine Art und Weise, die allen Dänen das Herz höher schlagen lässt und an einen der größten Triumphe in der Geschichte des dänischen Sports erinnert.

Aus: Eduardo Galeano: "Fodbold i sol og skygge" (Fußball in Sonne und Schatten). Verlag Klim, Århus 1995. S. 221. [Nach der dänischen Übersetzung von Thure Hastrup.]



Die Grille und die Ameise

1992 siegte die singende Grille mit 2:0 über die fleißige Ameise. Im EM-Finale standen sich Deutschland und Dänemark gegenüber. Die deutschen Spieler hatten gefastet, enthaltsam gelebt und fleißig trainiert. Die Dänen kamen von Bier, Frauen und Sonnenbaden. Dänemark hatte in der Qualifikationsrunde verloren, und die Spieler waren im Urlaub, als sie in aller Eile zusammengetrommelt wurden, um in der EM-Endrunde den Platz von Jugoslawien einzunehmen, das aufgrund des Krieges verzichten musste. Die Dänen hatten weder Zeit noch Lust zum Training, und außerdem konnte die Mannschaft auch nicht ihre brillianteste Figur, den eleganten und treffsicheren Michael Laudrup anbieten, der im Trikot von Barcelona gerade den Europapokal der Landesmeister gewonnen hatte. Die deutsche Mannschaft dagegen trat mit Matthäus, Klinsmann und all ihren anderen Stars zum Finale an. Deutschland, das eigentlich hätte gewinnen müssen, wurde von Dänemark geschlagen, von dem niemand etwas erwartet hatte. Dabei spielte die dänische Mannschaft so, als ob es sich bei dem Match um eine Fortsetzung des Spiels am Strand handelte.

1999

Britische Nahaufnahmen, 1999

In den 1980er Jahren rückten drei Vollblutbriten Dänemark und den Dänen ausgesprochen nahe, als jeder von ihnen einen dänischen Ehepartner fand und hier im Land sesshaft wurde. Helen Dyrbye (geb. Pearce), Steven Harris und Thomas Golzen bewahrten zu ihren neuen Landsleuten jedoch genügend Abstand, um in der Lage zu sein, sie von außen zu beobachten. 1999 taten sie sich zusammen und veröffentlichten in Großbritannien ein treffend und humorvoll geschriebenes Buch über die Dänen mit dem Titel „The Xenophobe’s Guide to the Danes“ (Ein fremdenfeindlicher Leitfaden zu den Dänen).

Aus: Helen Dyrbye, Steven Harris und Thomas Golzen: “The Xenophobe’s Guide to the Danes”. Oval Books, London 1999. S. 6-13. [Nach der dänischen Übersetzung des vorliegenden Auszugs von Hans Henrik Breitenstein und Villads Villadsen.]

Dänemark und Europa

Im Geiste des Neuen Europa versuchen die Dänen mit Beharrlichkeit, die Deutschen zu mögen, was jedoch harte Arbeit erfordert. Sie sind davon überzeugt, dass die Deutschen – geschickt als Touristen getarnt – versuchen, Europa einzunehmen. Sie nähren die sehr intensive Sorge, dass die „Krauts“ Jütland bei erstbestener Gelegenheit aufkaufen werden und daraus ein Windsurfing-Center machen. Die Deutschen schlafen immer auf ihren Boards ein und müssen auf dem Weg nach Harwich dann auf halber Strecke vom hart geprüften dänischen Hubschrauberrettungsdienst aus der Nordsee gefischt werden.

Sämtliche Ferienhäuser sind an Deutsche vermietet. Es gibt obendrein deutsche Ausgaben der Lokalzeitungen, und Legoland, wo auch eine Kopie des Rheintales steht, ist randvoll mit Deutschen, die sich amüsieren wollen. Eher geduldet werden die Deutschen, wenn sie reichlich dänische Waren einkaufen.

Die Inflation ist in Dänemark unbedeutend, die Wirtschaft stark und die technologische Entwicklung Weltklasse, was nicht schlecht ist für ein Land mit einer Bevölkerung, die nicht größer ist als die Hälfte der Einwohner im südlichen London. Die Dänen schreiben diesen Erfolg dem Umstand zu, dass sie alle Tugenden ihrer Nachbarn besitzen, aber keine von deren Laster oder Fehler haben. Mit den Deutschen teilen sie die methodische Vorgehensweise und Beachtung von Details, mit den Schweden den Sinn für Gleichheit und die nüchterne Vernunft. Weggefallen sind die schwerfällige deutsche Phantasie (oder das Fehlen derselben) und die schwerfällige, humortötende Pedanterie der Schweden.

Das, was übrig bleibt, ist den Dänen zufolge eine einmalige Mischung aus Gewissenhaftigkeit und Ungezwungenheit, die dem dänischen Auslandsreisenden einen Seufzer der Erleichterung entlockt, wenn er auf der Heimreise die Grenze überschreitet und wieder wohlbehalten zu Hause ist.

In höheren Regionen schwebend

Die Dänen sind stolz auf ihre Fahne. Der Anblick des rot-weißen Dannebrog vor einem klaren, blauen Himmel reicht bereits aus, ihnen Tränen in die Augen zu treiben. Die Landbewohner haben ihre eigene Fahnenstange unweigerlich genau in der Mitte ihres Gartens aufgestellt. Stadtbewohner haben Schrebergärten und pflanzen eine Fahnenstange

neben die breitblättrige Petersilie. Beide Gruppen haben an ihren Kühlschränken mit einem Magneten Datumslisten befestigt, die ihnen sagen, wann geflaggt wird: Feiertage, Festtage, Staatsbesuche, ihre eigenen Geburtstage, Jubiläen etc. sowie Stadtfeste. An zwei Tagen im Monat schmückt jede Stadt ihre Hauptstraße mit Fähnchenketten, um alle daran zu erinnern, dass die Geschäfte der Stadt an diesem Samstag lange geöffnet haben.

Dänen, die keine Fahne draußen hissen können, haben zu Feierlichkeiten und an Feiertagen kleine Fähnchen als Dekoration auf ihrem Tisch, und sogar von den Cocktailhäppchen lassen sie die Flagge wehen. Geschäfte und Inserenten verwenden die Flagge, um ihre Produkte zu vermarkten, und dänische Fußballfans waren die Ersten, die auf die Idee kamen, ihre Gesichter mit den Nationalfarben zu bemalen. Dieser Nationalismus hat nichts Bedrohliches. Als Nation sind die Dänen über Jahrhunderte für niemanden eine Gefahr gewesen.

Wie sie andere sehen

Der raue Individualismus der amerikanischen Gesellschaft steht im Gegensatz zu der Bedeutung, die die Dänen sozialen Zusammenhängen beimessen. Die Amerikaner werden als nützliche Alliierte gesehen, und die wissenschaftlichen Fortschritte, die Amerika erzielt, bewundert man. Aber wenn eine Situation unannehmbar wird, wie z.B., wenn Kinder zu viel Fast Food essen, wird das einen jeden dänischen Akademiker welchen Faches auch immer dazu bringen, in den Nachrichtenmedien zu proklamieren, dass sich Dänemark in freiem Fall in Richtung amerikanischer Verhältnisse befindet.

Großbritannien gilt als eine Klassengesellschaft mit sozialen Werten aus den Tagen Charles Dickens', eine Anschauung, die gewisse Unterstützung durch die Kostümdramen im Fernsehen erfährt. Dies hindert die Dänen nicht daran, große Begeisterung für Popmusik und englischen Ligafußball zu zeigen. Verglichen mit ihrer Haltung tiefer Verachtung den Deutschen gegenüber und dem Mitleid mit den Schweden zeigen die Dänen eine wahre Engelsgeduld gegenüber den Engländern. Den versoffenen Clownerien englischer Fußballfans begegnet man mit verständnisvollem Lächeln. Der Anblick eines Arsenal-Fans, auf halbem Weg einen Laternenpfahl hinaufkletternd, Bier aus dem Anus eines aufblasbaren



...Den versoffenen Clownerien englischer Fußballfans begegnet man mit verständnisvollem Lächeln. Der Anblick eines Arsenal-Fans, auf halbem Weg einen Laternenpfahl hinaufkletternd, Bier aus dem Anus eines aufblasbaren Gummischweins schlürfend, verursacht keine heftigeren Reaktionen als ein leichtes Kopfschütteln...

Gummischweins schlüpfend, verursacht keine heftigeren Reaktionen als ein leichtes Kopfschütteln. Ein Deutscher oder Schwede wäre verhaftet worden und hätte eine saftige Strafe aufgebrummt bekommen.

Die Dänen sehen die Welt um sich herum aus der festen Überzeugung heraus, dass sie vielleicht noch nicht die perfekte Gesellschaft erreicht haben, aber dieser bereits näher gekommen sind als die meisten anderen Völker. Es gibt in der Tat nur zwei Dinge, um die die Dänen andere Nationen möglicherweise beneiden; das eine sind warme Winter und das andere eine schöne Sprache.

Wie sie sich selbst sehen

Leistungsfähig, umweltbewusst und freigebig denen gegenüber, die im Leben nicht so viel Glück hatten; solche Begriffe sind es, die die meisten Dänen verwenden würden, um sich selbst und ihre Gesellschaft heutzutage zu beschreiben. Allerdings lauert hinter dieser idyllischen Beschreibung der dänische Steuergott, der größere Macht ausübt als George Orwells „Big Brother“.

Die enormen Steuern (etwa 50%), die zur Unterstützung der hoch entwickelten Wohlfahrtsgesellschaft notwendig sind, bedingen scheinbar eine immer tiefere Kluft zwischen denen, die arbeiten, und denen, die nicht arbeiten. Kratzt man etwas an der Oberfläche, merkt man, dass das Bild der Dänen von sich selbst recht deutlich variiert. Auf der einen Seite gibt es die berufstätigen Dänen, die sich selbst als Freiheitskämpfer sehen. Für sie bedeutet stundenlange Papierarbeit, dass sich ein Arbeitstag oft weit in den Abend hinein zieht, und Schwarzarbeit ist Nationalsport.

Auf der anderen Seite gibt es etliche Dänen, die ihr Dasein mit einem der höchsten Arbeitslosengeld-Sätze in Europa fristen, und die bereit sind, bei den obligatorischen Arbeitsvermittlungsgesprächen durchzufallen, um ihren Mitbürgern die verfügbaren Jobs zu überlassen.

Der größte Teil der Bevölkerung schleicht irgendwo zwischen diesen beiden Extremen am Rande des Abgrunds der Utopie entlang.

Die Dänen halten es für ein Privileg, Däne zu sein, und glauben, dass sie dies zu etwas Besonderem macht. Sie behaupten, wenn Skandinavien eine Schale mit Milchreis ist, dann ist Dänemark die Buttermulde – die goldene Mulde in der Mitte, gefüllt mit geschmolzener Butter.

Die Mission der Dänen in diesem Dasein ist es, dem Rest der Welt zu

der Einsicht zu verhelfen, wie wunderbar Dänemark ist. Sie bedauern die armen Menschen, die keine Dänen sind, nie das Land besucht haben oder auf andere Weise in Unwissenheit über das Land dahinleben, in dem Milch und Honig fließen. Dies ist für sie aber kein Anlass anzugeben, wie phantastisch talentiert sie sind, sie verwenden also ungemein viel Zeit und Energie darauf, andere dazu zu bringen, zur Erleuchtung zu gelangen.

Wie sie andere Dänen sehen

Selbst in einem so kleinen Land wie Dänemark gibt es große regionale Unterschiede. Die Kopenhagener machen viel Aufhebens davon, dass sie die breiteren, regionalen Dialekte Jütlands nicht verstehen können, und sehen Reisen dorthin mit banger Ahnung entgegen. Die Jütländer werden als provinzielle Meister der Untertreibung angesehen. Gemäß ihrer Volksüberzeugung sagen Jütländer selten etwas klar positiv; wird z.B. ein Jütländer gefragt, ob er eine Tasse Kaffee möchte, sagt er nicht einfach „Ja“, er antwortet (in seinem breiten Dialekt): „Da würd ich wohl nich nein sagen“. Die Jütländer für ihren Teil sehen in den Kopenhagenern aalglatte Bauernfänger, die ihnen Unrecht tun. Sie behaupten, „So schlimm sen' we' ja auch wieder nich.“

Tatsache ist, dass alle Dänen eine höhere Meinung von sich haben, als sie sich trauen zuzugeben.

Wie andere sie sehen

Die Dänen gelten als Prachtexemplare, was Ordnung und gesunden Menschenverstand angeht. Sie sind nicht leicht zu erregen und sie sind nicht sonderlich romantisch, sie haben gepflegte, gestrichene Häuser in einer ordentlichen und gepflegten Landschaft und gehen in vernünftigen Schuhen – ein wenig wie die Schweizer, nur ohne Berge.

Ihre Sprache zu erlernen, ist unmöglich, ihre kulturelle Identität ist eine luftige und flüchtige Größe, aber alle mögen die Dänen. Es ist unmöglich, sie nicht zu mögen, die Schöpfer der Lego-Spielbausteine, die Produzenten so großer Mengen Schinkenspeck und Butter, die zudem das (wahrscheinlich) beste Bier der Welt brauen.

Charakterzüge

Die Dänen von heute sind ein friedliches Volk. Die einzigen verbliebenen

behelmten Krieger sind die Rocker. Als dänische Wikinger die britischen Inseln kolonialisiert haben, müssen sie wohl all die unbändigsten Elemente dorthin mitgenommen haben. Seit dieser Zeit nämlich führen sich die Briten wie Wikinger auf, während die Dänen einen modernen, freigesinnten Wohlfahrtsstaat aufgebaut haben, in dem für alle gesorgt wird, und dessen Fußballfans Vorbilder sind, wenn es um anständiges Benehmen geht.

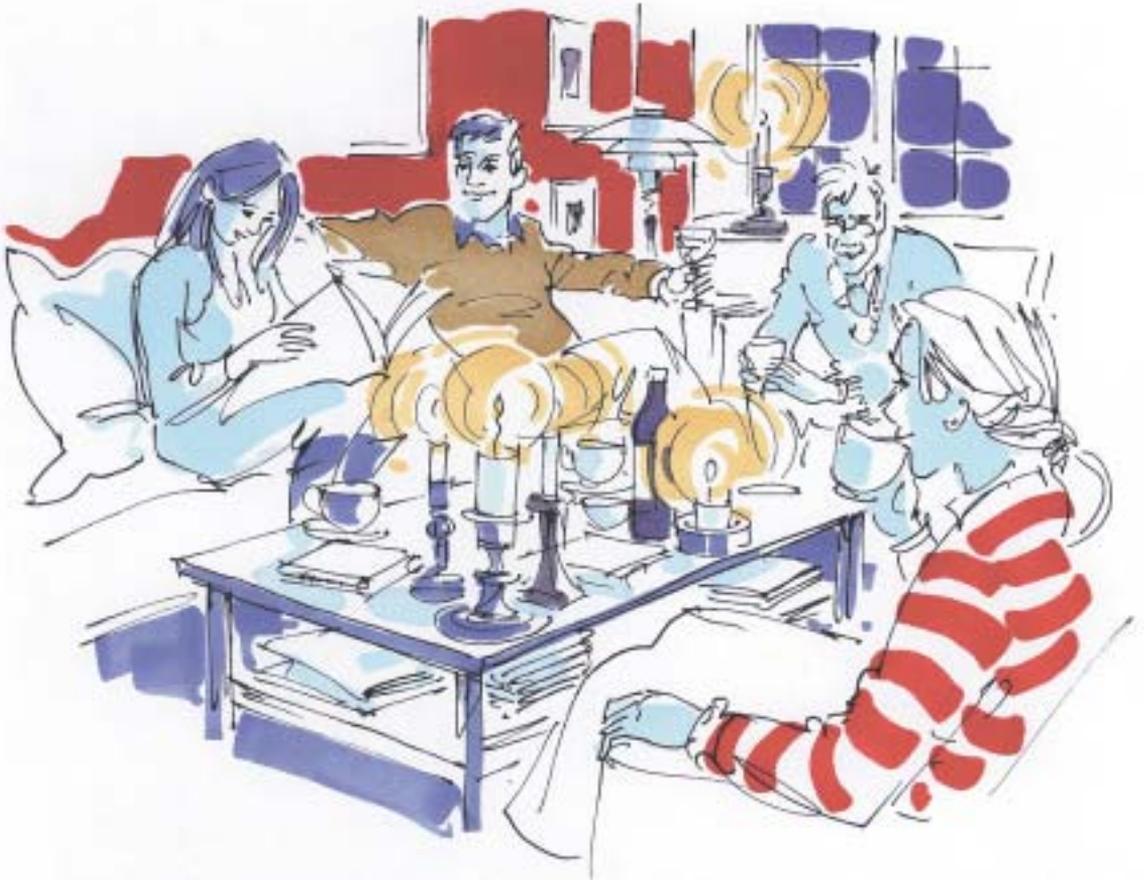
Charakteristisch für Dänemark sind Bescheidenheit und Mäßigung, hauptsächlich eine Folge des sozialen Verantwortungsbewusstseins der Dänen. Die Lackmusprobe für jegliche Tätigkeit oder Haltung ist, ob sie gesellschaftlich relevant, d.h. sozial verträglich ist.

Die Indoktrination der Verantwortung des Einzelnen beginnt frühzeitig. Dänische Kinder wachsen mit Geschichten von Teddybär Bamse, Küken und Entchen auf. Teddybär und seine Freunde stehen den Konflikten zwischen den Wünschen des Individuums und den Erforderlichkeiten für das Wohl der Gemeinschaft ständig Angesicht zu Angesicht gegenüber. Die außerordentlich beliebte Fernsehreihe, die zur besten Sendezeit ausgestrahlt wird, zeigt die Figuren, wie sie ihren Spaß haben und wie wunderbar es ihnen geht, wie sie essen, trinken, tanzen und lachen, so dass man überzeugt wird, dass soziale Verantwortung keine Last ist. Auch Erwachsene sehen sich die Sendungen an, nicht so sehr wegen der Botschaft, sondern weil sie Spaß daran haben, drei erwachsene Menschen in Fellkostümen in einem Wald herumprusten und -stöhnen zu sehen, die versuchen, zu singen und gleichzeitig zu verhindern, dass alle drei auf ein Mal wegen Hitzschlag umfallen. [...]

Hygge

Die Vorliebe für *hygge* und das Bedürfnis danach ist ein wichtiger Teil der dänischen Mentalität. Das Wort wird meistens recht ungenau mit „Gemütlichkeit“ übersetzt; das ist jedoch zu vereinfacht. „Gemütlichkeit“ hat mit der räumlichen Umgebung zu tun; ein warmes Bett kann „gemütlich“ sein kann, *hygge* hat jedoch vor allem etwas mit dem Verhalten der Leute untereinander zu tun. Es ist die Kunst, Intimität zu schaffen, ein Gefühl von enger Freundschaft, Heiterkeit und Zufriedenheit, alles kombiniert in einem Begriff.

Freunde, die sich auf der Straße treffen, sagen, dass es *hyggeligt* war,



...Um eine hyggelige Atmosphäre zu schaffen, bedarf es des Scheins von Kerzen. Und in der Tat sind die Dänen ganz verrückt nach offenem Kerzenlicht und sie verwenden es überall, sowohl zu Hause als auch öffentlich in Cafés, Bars und Restaurants. Das gedämpfte Licht hilft, die glatten, ordentlichen Oberflächen und die kompromisslos weißen Wände – typisch für dänische Zimmer – weicher zu machen...

sich zu treffen, und wenn es Spaß macht, mit jemanden zusammen zu sein, nennt man denjenigen einen *hyggeligen* Kerl, während er in diesem Sinn wohl kaum als „gemütlicher Typ“ bezeichnet werden könnte. Von der wahren, gefühlsmäßigen Tiefe in dem Begriff *hyggelig* erhält man den besten Eindruck, wenn man das Gegenteil, *uhyggelig*, betrachtet, das alles bedeuten kann – von Trostlosigkeit über Düsternis bis hin zum ausgesprochen Schockierenden und Grauererregenden.

Es *hyggelig* zu haben, ist die dänische Version des sozialen Nirwana. Um eine *hyggelige* Atmosphäre zu schaffen, bedarf es des Scheins von Kerzen. Und in der Tat sind die Dänen ganz verrückt nach offenem Kerzenlicht und sie verwenden es überall, sowohl zu Hause als auch öffentlich in Cafés, Bars und Restaurants. Das gedämpfte Licht hilft, die glatten, ordentlichen Oberflächen und die kompromisslos weißen Wände – typisch für dänische Zimmer – weicher zu machen. Der Traum eines jeden ist der Besitz eines Christiania-Kachelofens oder eines offenen Kamins, um die behagliche, d.h. *hyggelige* Wärme der Glut zu spüren.

Hygge beinhaltet gewöhnlich, mit Freunden und Familie zusammen zu sein und zu essen und zu trinken. Ältere Dänen finden es schrecklich, wenn sie von jungen Leuten hören, die sich allein auf dem Sofa mit einem Leihvideo und einer gigantischen Tüte Süßigkeiten *hyggen*.

2001

Die „Freistadt Christiania“, 2001

Ein Folgeergebnis der Jugendrevolte in Dänemark nach 1968 war die „Freistadt Christiania“, ein ehemaliges Kasernengelände in Kopenhagen, das 1971 von Jugendlichen besetzt und besiedelt wurde. Die Aktion war so gut organisiert, und die Politiker zeigten sich der Angelegenheit gegenüber so unsicher, dass das „Experiment“ weitergeführt werden durfte, auch wenn es lichtscheuen Elementen Unterschlupf bot und einen ungesetzlichen Handel, insbesondere mit Hasch, in aller Öffentlichkeit ermöglichte. Abgesehen von gelegentlichen Razzien hat sich die Polizei bisher von Christiania fern gehalten, das sich sogar zu einer Touristenattraktion entwickelt hat. Anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Freistadt im Jahr 2001 besuchten zwei französische Journalisten Christiania und beschrieben ihre dort gewonnenen Eindrücke in dem Wochenmagazin L'Express.

Aus: L'Express, Paris, 14. Januar 2001, S. 28-29. [Nach der dänischen Übersetzung von Elise Bøving.]

Auch die Hippies in Christiania werden älter

Die Vorkämpfer für peace and love können im Herzen von Kopenhagen 30 Jahre „Freistadt Christiania“ feiern

Von unserem Auslandskorrespondenten Michel Faure und Slim Allagui in Kopenhagen.

2001 besteht Christiania seit 30 Jahren – was Leonard Olschanski nicht gerade jünger macht. Mit seinen 77 Jahren ist er ein Sonderling, ja ein bislang beispielloses Phänomen, ein Schicksal, ein wahres Oxymoron, ein alter Hippie. Wie doch die Zeit vergeht ...

Leonard trägt immer noch lange Haare. Nur sind sie jetzt weiß und werden zunehmend dünner. Viele Erinnerungen, wenige Zähne. Er rebelliert immer noch, trotz der grauen Haare. Sein Tagesablauf? Ein Joint, ein paar Pinselstriche – er ist Kunstmaler und sogar talentiert – und eine Fahrradtour durch Christiania, die letzte Bastion der Jugendrevolte in den Siebzigern. Er selbst hält sich für einen glücklichen Menschen. Christiania, mitten im Herzen der dänischen Hauptstadt Kopenhagen gelegen, ist nämlich eine Hochburg für die Illusionen der Vergangenheit. Eine Zone, die Anfang der Siebziger von knapp hundert unbekanntem jungen Hausbesetzern „befreit“ wurde, und die heute tausend Einwohner zählt, die sich auf 200 Kinder und im Übrigen auf Erwachsene verteilt, die ihre erste Jugend hinter sich haben. Die Mieten sind äußerst günstig in diesem idyllischen Wohnviertel, das nur 200 Meter vom Sitz des dänischen Parlaments, dem Folketing, entfernt liegt. Wird die Freistadt – nachdem sie dem Zahn der Zeit und dem Druck politischer Gruppierungen, der Heroinhändler und der Bürger widerstehen konnte – überleben und mit dem Problem des hohen Alters ihrer Bewohner wohl fertig werden können? „Noch ist das hohe Alter kein Problem“, behauptet Sozialberater René Wulff, der im Auftrag der Gemeinde unter den Bürgern Christianias tätig ist. Nichtsdestoweniger sind sich die Bewohner selbst des Problems durchaus bewusst. Auf der Generalversammlung wurde die Frage der in die Jahre gekommenen Bevölkerung bereits erörtert, und eine Zeit lang hat man an Plänen gearbeitet, für die Senioren ein besonderes Gebäude zu reservieren. Zuletzt gab man diese Pläne

jedoch auf, weil man meinte, auf die Solidarität der Nachbarn zählen zu können, auch wenn diese Solidarität im Takt mit der um sich greifenden Verbürgerlichung vielleicht abkühlt. Der skandinavische Hippie hat sich nämlich mit zunehmendem Alter die Kunst des Kompromisses angeeignet und den Charme eines stillen, ruhigen Lebenswandels für sich entdeckt. „Wir müssen einfach egoistisch sein“, gibt einer der Hippies, Willy Gregor, 62, zu. Wie andernorts muss man auch in Christiania Steuern zahlen (hier allerdings weniger als 1000 Francs monatlich). Abweichler werden weggeschickt, Neuankömmlinge gründlich sortiert, und das Gelände ist so gut gepflegt, so sicher, so hübsch, so zentral gelegen und so billig, dass es für alle Kopenhagener, die „in“ sein möchten, schlichtweg ein Traum wäre, hier wohnen zu können. Aber hier „aufgenommen“ zu werden, ist allmählich sehr schwierig geworden, so schwierig, dass Christiania zu einem der exklusivsten Privatklubs Dänemarks geworden ist. In dem kleinen, rebellischen Paradies äußert man zwar seinen großen Unwillen gegenüber der Marktwirtschaft, aber weder kann man sich von dieser gänzlich frei machen noch zu hundert Prozent Selbstversorger sein.

Und so zählen zu den Bewohnern von Christiania auch ganz gewöhnliche Arbeitnehmer, die morgens ins Büro gehen und abends wieder nach Hause kommen. Unter diesen Menschen, die eine Bevormundung durch den Staat ablehnen, finden sich sogar Beamte (insbesondere Lehrer), die von Staat und Gemeinde entlohnt werden. Genau wie es hier auch Arbeitslose gibt, die ihre Arbeitslosenunterstützung vom öffentlichen Sektor beziehen. Auch Rentner, die ihre Rente abholen. Und schließlich gibt es noch die rührigen Unternehmertypen, von denen längst nicht alle nur Hasch an kleinen Ständen in der „Pusher Street“ verkaufen. Es gibt mindestens zwei Öko-Lebensmittelgeschäfte und einen Öko-Bäcker, einzelne „in“-Cafés und mehrere bekannte und anerkannte Theater, einen, der davon lebt, Antiquitäten zu restaurieren, eine nette Schusterin, die hübsches Schuhwerk nach Maß anfertigt, einen Koch, der vegetarische Kost zubereitet und den Gästen eine ganz passable Sojapastete zu einem ganz annehmbaren Preis anbietet, und es gibt Maler, Grafiker, einen Instrumentenbauer sowie Möbelschreiner. In einer Werkstatt wird das berühmte „Christiania-Bike“ hergestellt, ein dreirädriges Fahrrad mit Kasten, eine praktische Sache in diesem kleinen Gemeinwesen, das von Autos nichts wissen will. Auf den eleganteren Geschäftsstraßen

Kopenhagens, wo das Fahrrad der eigentliche Herr des Verkehrs ist, wird dieses Rad ebenso geschätzt. Fahrradkuriere, Postboten und Mütter kaufen das Christiania-Fahrrad und haben ihre Freude daran. Die Mütter benutzen es, um ihre Kinder durch die ganze Stadt zu transportieren, ohne die Luft zu verschmutzen.

Leonard, der stets an vorderer Front mit dabei war, ist auch Alterspräsident hier draußen, wo die Jugend den Ton angibt. „Wir sind ein halbes Dutzend Bewohner über siebzig“, berichtet Laurie Grundt, der selbst dreiundsiebzig ist. Er räumt ein, dass sein kleines Paradies weder Krankenhäuser noch Pflegeheime hat, aber gleich auf der anderen Straßenseite liegt ja Kopenhagen, und da gibt es sowohl Krankenhäuser als auch Pflegeheime reichlich. Aber ist das nicht ein riesiger Widerspruch in sich selbst, die dänische Gesellschaft in dieser Form zu verleugnen und gleichzeitig bei ihr Zuflucht zu suchen, sobald man Hilfe braucht? Laurie zuckt mit den Achseln und bedauert, uns mitteilen zu müssen, dass „das Leben ein einziges großes, fürchterliches Paradox ist“. Und unter allen Umständen werden alle nach und nach verschwinden. Das sagt ein anderer der Alten namens Lausten Jens, 66. Er ist Norweger und hat in den vergangenen fünfzehn Jahren in Christiania von seiner Lehrerpension gelebt. Seine alten Freunde sind alle abgereist, „die meisten enttäuscht“. Er meint nicht, dass das Christiania von heute noch viel mit dem zu tun hat, was es damals einmal gewesen ist, ein Ideal, eine verschworene Gemeinschaft.

Leonard war einer der allerersten Bewohner auf diesem Gelände, und wie jeder alte Soldat erzählt auch er von vergangenen Siegen. Er gehörte zu der kleinen Bande naiver Jugendlicher, die im September 1971 die Absperrung unten an der Ecke Prinsessegade und Refshalevej in Christianshavn durchbrachen und sich damit den Weg zu einem großen, leeren Gelände bahnten, das dem dänischen Heer gehörte. Die Vorkämpfer für peace and love besetzten die alten Kasernen, verzierten sie mit psychodelischen Malereien und militanten Slogans und ließen sich auf Dauer in den Gebäuden nieder. Sehr bald war das Gelände den Politikern des rechten Flügels ein Dorn im Auge und für die Linken ein wahrer Quelle der Freude. Mit der Zeit wurde man sich jedoch einig, das Fortbestehen Christianias zu dulden. Dafür wurden Dealer, die mit harten Drogen handelten, ausgewiesen, und man führte eine Steuerverord-



...Mit der Spitze seines Pinsels deutet er auf eine reizende Frau, die ihm zulächelt, während er malt. „Was sollte ich auch da draußen? Sag mir das mal! Da würde ich ja doch nur in einem Sessel vor dem Fernseher rumhängen...

nung ein, der zufolge die Betriebe in Christiania umsatzsteuerpflichtig wurden, und gastronomische Betriebe brauchten jetzt eine Schankkonzession. Das Wagnis wurde als „soziales Experiment“ offiziell angeordnet. Die Idee war, ein städtisches Gelände in Form eines Versuchsprojekts für die Utopien der Zeit „freizustellen“. Damit wurde eine „Freistadt“ für haschrauchende Hippies geschaffen, die von der ersten, herrlichen Zeit an in nacktem Zustand dahinschwebten, ohne einen Gedanken auf das Recht auf privates Eigentum oder Eifersucht zu verschwenden. Ab und zu wurde der Friede von revolutionären Elementen gestört, die sich für einen radikaleren Sozialismus aussprachen, und die den seligen Haschrausch nicht tolerieren konnten, von Mafiadealern oder sogar tätowierten Motorradbanden. Kurzum, Christiania hat Wirrköpfe und Störenfriede erlebt, Schlachten mit der Polizei ausgetragen und Träume sich in Luft auflösen sehen.

Dreißig Jahre sind vergangen. Genau so lange hat Willy Gregor in Christiania gelebt. Deshalb ist es Zeit, die Dinge ins rechte Licht zu rücken. „In Christiania tendieren die Leute dazu zu vergessen, dass das Leben anders ist und mehr als das.“ Er ist „holistischer“ Masseur, charmant und ein bisschen schrullig. Er spricht von einer „sehr hohen, kollektiven Intelligenz“, die dem Vernehmen nach für die Gemeinschaft in Christiania charakteristisch ist; aber er ist auch klug und gibt zu, dass der Körper mit zunehmendem Alter ein wenig steif wird und nicht mehr immer so reagiert, wie man möchte. „Aber die Gesinnung altert in Christiania nicht.“ Leonard stimmt darin völlig zu. Deshalb könnte er sich auch nicht vorstellen, woanders alt zu werden. „Hier lebt man umgeben von Jugend.“ Mit der Spitze seines Pinsels deutet er auf eine reizende Frau, die ihm zulächelt, während er malt. „Was sollte ich auch da draußen? Sag mir das mal! Da würde ich ja doch nur in einem Sessel vor dem Fernseher rumhängen.“